

Frauen

Novellen

von

Helene Christaller

Jugendheim an der Bergstrasse

1904

Inhalt

Krank	1
Etwas Lebendiges	10
Eine Verlorene	16
In der Knospe	21
Neues Leben	27
Stärker als der Tod	49

Krank

„Kranke Menschen sollten nicht leben, sie sind ein Schaden für die Gesellschaft, – also fort!“ Es war ein sanft aussehender, schwächlicher Mann mit einem weichen Mund, der diese harten Worte sprach.

Das junge Mädchen, an das sie gerichtet waren, fuhr erschrocken zusammen; Tränen schimmerten in den kindlichen blauen Augen.

„O nicht so, sage das nicht, es schmerzt mich,“ wehrte sie ab. Ein unbestimmtes Angstgefühl presste ihr Herz zusammen.

„Ja, das ist so eure Art, dieses schwächliche Mitleid; als ob Menschen so kostbar wären!“

„Du bist gar nicht so hart, wie du sprichst“ sagte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend.

„Wenn ich könnte, wie ich wollte, – du solltest sehen, dass ich konsequent handeln würde.“

Sie schaute ihn an, wie er so vor ihr stand mit seinem blonden Christusgesicht, aus dem die Augen nur jetzt mit einem scharfen, kalten Blick sich in die frommen blauen des Mädchens bohrten.

„Ich glaube dir’s nicht.“

Er machte sich ungeduldig von ihr los: „Das sollte meine Braut nicht sagen.“

„Sage, würdest du mich nicht lieben, wenn ich weniger gesund wäre?“

„Das ist eine törichte Frage; ich liebe dich, wie du jetzt bist; wie es gewesen wäre, wenn das und jenes anders gewesen wäre, – wer kann das sagen?“

„Wirst du mich weniger lieben, wenn ich einmal krank werde?“

„Aber Hanna, frage doch kein so kindisches Zeug,“ wich er aus.

„Es ist gar nicht kindisch, Otto, ich muss es wissen!“ ihre Stimme klang von verhaltenen Tränen; „denn sieh, es könnte doch -“ und sie schluchzte auf.

„Aber Liebchen, rege dich doch nicht auf, ich hebe dich ja; bist du nicht schön und gesund ein prächtiges Weibchen, und ich kann’s gar nicht erwarten, bis dieses kleine Prachtexemplar mir ganz angehört.“ Er küsste ihr die Tränen von den Augen, sie ließ es still und nachdenklich geschehen und meinte ernst:

„Wie viel lieber haben wir Frauen doch euch als ihr uns!“ Er hatte seinen Arm um sie geschlungen, und sie erwiderte seine Küsse heiß und in schmerzvoller Hingabe; in den Augen aber lag es wie ein stummes, schlafendes Leid –

Acht Jahre später. „Mütterchen, Mütterchen tanz mit uns“, klang der jubelnde Chor von frischen Kinderstimmen, und vier schöne, blühend aussehende Kleine drängten sich um eine junge Frau, die im Lehnstuhl zurückgesunken, einen kräftigen Säugling an der Brust hatte.

Müde lächelte die Mutter. „Später, wenn ich ausgeruht habe.“

„Bist du denn müde? Es ist ja noch nicht Abend!“ meinte die blondhaarige Älteste, die der Mutter so sehr glich.

„Ist dir nicht gut?“ fragte Otto, der den Gartenweg herunterkommend, die letzten Worte seines Kindes gehört hatte, und blickte seine Frau ärgerlich forschend an.

Ein tiefes Rot stieg in das jugendliche Gesicht Hannas. Sie zwang sich zu einem muntern Lachen und erhob sich mit dem Kleinen, um es in sein Bettchen zu legen.

„Wenn ich nicht den ganzen Tag mit der Gesellschaft tobe und tanze, dann soll ich gleich krank sein. Allons, kleines Volk, tanzt jetzt allein.“

„Ich wollte dich zum Spaziergang abholen, Hanna.“

„Bei der Hitze?“ Sie war jetzt wieder blass geworden.

„Seit wann fürchtest du denn die Hitze wie ein verzärteltes Stadtdämchen? Mir macht sie nichts, das weißt du ja.“

„Nun, mir auch nicht,“ erwiderte Hanna, „hole deinen Hut, ich bin fertig.“

Sie blieb einen Augenblick allein unter den hohen Tannen. Das Kind im Wagen war eingeschlafen. Hanna lehnte sich erschöpft an den efeubewachsenen Stamm; ihr war elend zu Mut, und nicht erst seit heute. Sie legte die Hand auf die schmerzende Stirne: wenn nur Otto nichts merkt, es wäre schrecklich! Nur gesund bleiben, darauf hatte sie die ganze Energie ihres Willens gerichtet, die Jahre her. Sie war immer kräftig gewesen, nach jedem Kind war sie schöner geworden; und wie prächtig entwickelten sich die Kleinen, die rasch hintereinander gekommen waren.

Wie stolz war Otto auf ihre Gesundheit – neulich noch sagte er zu einem Freund: „Meine Frau ist gut, klug und gesund.“

„Dass du schön bist, habe ich ihm nicht gesagt das mag er selber sehen,“ und zärtlich und frei hatte er sie geküsst.

Ein heimliches Schuldbewusstsein war sie seit dieser Zeit nicht losgeworden. Gesund? War sie auch noch gesund? Welch eine plötzliche Schwäche überfiel sie oft und machte sie unfähig zu allem. Ach, und wie schwer war es, dies vor dem Manne zu verbergen. Wie zwang sie sich zur Munterkeit, wenn Schmerzen, ihr, ach so ungewohnt, den Körper durchwühlten. Und die schlaflosen Nächte, wenn der kleine Gerhard nach Nahrung schrie, und der gewohnte Quell versiegt war. Auch heute Nacht wieder. Ärgerlich war Otto aufgewacht von dem Geschrei.

„So gib ihm doch zu trinken!“

„Er nimmt die Flasche nicht,“ entgegnete sie schluchzend.

„Die Flasche? Ja, kannst du nicht...?“

„Er braucht so viel mit seinen sechs Monaten.“

„Aber bei den andern...“

„Die waren nicht so kräftig und groß.“

„Ja, es ist ein Prachtsbengel.“

Befriedigt legte sich der Vater wieder auf die Seite und schlief ein.

Hanna lag noch lange wach, im Arm das eingeschlafene Kind. Als sie einzuschlummern begann, wachte die zweijährige Edith auf mit einem Jammerlaut; sie zahnte gerade. Hanna fasste beruhigend die Hand des Kindes, dessen Bett dicht neben dem ihren stand und begann zu singen: „Die Wolkenschäfchen ziehen.“ Ach, sie war so müde; die hohen Töne brachte sie kaum heraus, der Gesang erstarb in Murmeln. Die Kleine rührte sich wieder. „Singen!“ Und so ging es fort die ganze Nacht. Sie sah den Morgen dämmern und die Stämme der alten Tannen rot färben. Die Vögel begannen schon zu zwitschern, indes sie mit müden zitternden Händen wieder einen Trunk dem erwachten Gerhard wärmte.

Ach sie wollte ja gern alles aushärten, wenn sie nur leistungsfähig blieb und wenn sie nur alles vor Otto verbergen konnte. „Kranke Menschen sollten nicht leben“, das klang ihr immer wieder in den Ohren und dazu noch manche ähnliche Äußerung. Leise rollten ihre Tränen herab und blieben wie Tautropfen auf dem Haar des Kindes liegen, das sich jetzt endlich bequeme die ungewohnte Flasche zu nehmen.

Hanna seufzte tief auf, als sie so der vergangenen Tage gedachte, und die Zukunft stand vor ihr wie ein Ungeheuer, das sie langsam aber sicher zu Tode drückte.

„Kommst du jetzt?“ Otto war unbemerkt herangekommen.

Sie fuhr erschreckt zusammen. „Ja, ich bin fertig.“ Sie setzte rasch den großen, weißen Hut auf das lockige, blonde Haar und schickte sich zum Gehen an.

„Wie hübsch du aussiehst!“ Er fasste ihr Gesicht in seine beiden Hände. „Du mit deinem zarten, weißen Häutchen! Aber ein bisschen schmaler sind deine Bäckchen als früher.“

„Dafür sind die Gerhards umso dicker und röter.“

Ihre blauen Augen schimmerten feucht und sie wandte den Blick von den forschenden Augen des Mannes.

„Betrügerin“, sagte sie sich, und schmerzhaft zog sich ihr Herz zusammen,

Sie traten aus dem schattigen Garten. Draußen brütete die Sonne auf der weißen, staubigen Landstrasse, die durch die reifenden Ährenfelder führte.

Otto war sehr lebhaft; er setzte seiner Frau seinen neuesten Roman auseinander: ein Vater, der sein missgestaltetes Kind tötet. Hanna hörte die Worte nur wie aus weiter Ferne; mühsam schleppten sich ihre Füße vorwärts; der Saum des weißen Kleides schleifte im Staub.

Räderrollen ließ sie aufsehen. Von einem kräftigen Braunen gezogen, rollte ein schäbig aussehender Einspanner hinter ihnen drein, große Wolken aufwirbelnd.

„Doktor Faber,“ rief Otto und zog grüssend den Hut.

Der Wagen hielt. Ein weißhaariger, rotbäckiger, alter Landarzt mit einem sonnenverbrannten Panamahut saß darin und kutscherte selber.

„Donnerwetter, Herr Doktor der Philosophie, was rennen Sie denn mit Ihrem zarten Weibchen in der Sonnenhitze herum? Gleich steigen Sie zu mir in den Wagen, ich fahre nach Waldhaus, das ist ein schöner, schattiger Weg.“

„Ach ja,“ dankbar blickte Hanna ihn an. Ihr Gesicht war merkwürdig blass, trotz der Hitze. Sie stiegen ein.

„Nun, Sie kleine weiße Frau, wie geht’s,“ fragte der Doktor gemütlich, nachdem sich sein Pferdchen wieder in Trab gesetzt hatte, „was macht Prinz Gerhard und Fräulein Ilse? Hat Edith ihren letzten Backenzahn?“

„Danke, sie sind alle wohl,“ lächelte Hanna, „Edith ist etwas unruhig, und Gerhard wird täglich dicker und wilder.“

„Und seine Mama blasser und sanfter.“

„O nein,“ wehrte Hanna, „das ist nur die Hitze jetzt“ Forschend blickte der Arzt sie an. Ein heißes Rot stieg in ihre Wangen; der Doktor piffte leise vor sich hin.

„Wie ein junges Mädchen sieht sie aus, nicht, Doktor?“ meinte Otto. „Wenn ich so die armen Ehemänner ansehe, die mit kränklichen, nervösen Frauen und schreienden Kindern geplagt sind...“

„Woran sie meistens selbst schuld sind,“ brummelte der Arzt.

„Zum Davonlaufen wäre das für mich; ich glaube, ich müsste das Schriftstellern ganz aufstecken, alle Stimmung wäre futsch,“ fuhr Otto fort.

„Wo kommen Sie denn eben her?“ lenkte Hanna das Gespräch ab.

„Von Bäcker Pfrommers. Auch so eine trübselige, aussichtslose Sache; ein sieches Weib, unerzogene Kinder, verlotterter Haushalt.“

„Dem Mann war’s auch zu gönnen, wenn die Frau sterben wollte,“ bemerkte Otto hart; „der sollte wieder heiraten können, eine gesunde Magd, es käme Zug ins Haus und Geschäft. Siechtum sollte ein Ehescheidungsgrund sein!“

„Wohl nur für den Mann?“ bemerkte Hanna ein wenig bitter.

„Sieh da, eine Frauenrechtlerin?“ neckte der Arzt.

Hanna lächelte schwach und atmete nun tief auf, als der herrliche Wald sie in seinen Schatten aufnahm. Die Männer begannen von Politik zu sprechen, indes sie verstummt im Wagen zurücklehnte und ihrer Mattigkeit nachgab. Auf weichen Waldwegen rollte der Wagen fast unhörbar unter den hohen Buchenkronen hin, durch die goldige Sonnenreflexe auf den moosigen Boden fielen. Eintönig plätscherte die Rede der beiden Männer, und dumpf tönte das Rollen der Räder. Hanna schlief.

Otto war verreist für zwei Tage; Hanna lag im Liegestuhl unter den Tannen im Garten.

„Wir kochen heute nur Reisbrei, weil der Herr doch fort ist, so kannst du mit den Kindern ein bisschen spazieren gehen.“

Nun war sie ganz allein; eine köstliche Stille beruhigte die vom Kinderlärm angegriffenen Nerven. Sie streckte sich bequem aus und schloss die Augen. Ein leichtes Lüftchen hatte sich

aufgemacht und wehte ihr die blonden Locken in die Stirn. Eine Duftwolke von blühenden Rosen hing in der Luft, Schwarzköpfchen zwitscherten in den Zweigen über ihr, ein Eichhörnchen huschte den rissigen Stamm der Weymuthskiefer hinan, von der Harz in der glühenden Hitze abtropfte.

Da ertönten Schritte. Erschrocken öffnete die Ruhende die Augen und sah den Doktor vom Haus herkommen, wo er vergeblich angeläutet hatte.

„Liegen bleiben, Frauchen, nur liegen bleiben“, wehrte er, als Hanna sich erheben wollte.

„Mein Mann ist leider fort.“

„Weiß ich schon, drum komm ich grade. Nämlich – ohne Umschweife – Sie gefallen mir nicht.“

„Das ist mir aber leid“, versuchte sie zu scherzen.

„Ich muss ein ernstes Wort mit Ihnen reden. Sie sind krank; ich habe Sie schon seit einem halben Jahr beobachtet. Bilden Sie sich nur nicht ein, dass Sie mich mit Ihrer forcierten Munterkeit täuschen können, wie Ihren mit Blindheit geschlagenen Mann.“

Hanna schwieg still und blickte vor sich hin.

„Wollen Sie mir nicht vertrauen? Ich bin doch ein alter Freund, und ich meins, weiß Gott, gut mit Ihnen.“ Seine Stimme zitterte leicht.

Hanna streckte ihm die Hand hin. „Ich weiß es, und ich will alles tun; nur sollen Sie mir versprechen, meinem Mann nichts zu sagen.“

„Ich weiß nicht, ob es möglich ist.“

„Es muss sein“, beharrte Hanna; „was durchaus nötig ist, soll er durch mich erfahren.“

„Nun gut, jetzt lassen Sie sich verheören.“

Die Untersuchung war beendet; fragend hingen die Augen der jungen Frau an den Lippen des Arztes. Er schwieg und putzte umständlich an seiner Brille.

„Werde ich wieder gesund werden?“ Es sollte ruhig klingen, aber eine tiefe Angst klang in der Stimme.

„Sie haben die Krankheit schändlich verschleppt, wenn Sie sich aber recht schonen, wird sich die Sache schon machen.“

„Bestimmt?“

„Wenigstens so, dass Sie ein ganz erträgliches Dasein haben werden.“

„Ein erträgliches Dasein!“ Hanna seufzte tief auf.

„Größte Schonung aber ist nötig, und dann – keine Kinder mehr. Ihre Kräfte sind total erschöpft; den Gerhard gewöhnen Sie nur gleich ab, Sie haben unvernünftig gehaust.“

„und wenn doch wieder...?“

„Das halten Sie nicht mehr aus.“

„Das halte ich nicht mehr aus.“ Sie sprach wie im Traum. „Dann werde ich wohl sterben?“

„Ja, dann werden Sie sterben. Aber sonst brauchen Sie sich gar nicht zu ängstigen, Sie können noch uralt werden; nur eben Vorsicht, Schonung, viel liegen, kräftig essen, im Sommer in ein Bad – und sich die Kinder mit ihrem Lärm möglichst vom Leib halten.“

„Ich ängstige mich nicht, Doktor, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit. Und nicht wahr, Ihr Versprechen werden Sie halten – von Ihrer Seite kein Wort zu meinem Mann – ich weiß, es wäre ihm sehr unangenehm.“

„Ach was, schonen Sie Ihren Mann nicht so, schonen Sie lieber sich, das ist gescheiter,“ polterte der Arzt.

„Lieber Doktor, das verstehen Sie nicht.“

Der Arzt erhob sich. „Nun, behandeln Sie Ihren Mann wie Sie für gut finden, nur lassen Sie sich von mir behandeln, wie ich für gut finde.“

Hanna streckte ihm die Hand hin. „Ich danke Ihnen.“ Ihre Stimme klang fest, aber eine Träne schimmerte in den traurigen Augen.

„Sie sind ein tapferes Frauchen, Ihr Mann kann froh an Ihnen sein;“ er legte seine Hand liebevoll auf den Scheitel der jungen Frau.

„Meinen Sie?“ Die Träne löste sich und rollte schwer über die blassen Wangen. „Siechtum sollte ein Ehescheidungsgrund sein.“

„Dummheit, das glauben Sie ihm nur nicht; jetzt schlafen Sie ein bisschen, nicht? Und die schweren Gedanken verjagen! es wird noch alles gut werden.“

Sie lächelte ihm mühsam unter Tränen zu. Er entfernte sich eilig und murmelte leise vor sich hin: „Armes, liebes Ding.“

Hanna schaute ihm nicht nach.

Dann werde ich sterben – Gott sei Dank – dann werde ich sterben. Ich muss also nicht ewig ihm zur Last sein; wie gut ist’s, dass ich sterben kann.

Träumend blickte sie in das dunkle Grün der Tannen über ihrem Haupt. Sie fühlte sich plötzlich der Natur so nahe, mit allen Sinnen sog sie die Schönheit des Sommermorgens ein. „Mein letzter Sommer,“ dachte sie. Die Weymuthskiefern schimmerten bläulich in der Sonne, es roch nach Harz und heißen, trocknen Tannennadeln. Schmetterlinge gaukelten über der Wiese, die, von blühenden Rosenhecken umgeben, sich vor ihren Augen ausbreitete.

Es ist doch schön auf der Welt, und wenn ich größer und mutiger wäre, wollt ich gern weiterleben; aber was hab ich meinem Manne zu bieten? Meine Schönheit wird bald geschwunden sein unter dem Einfluss der Krankheit, mein Frohsinn ist fort, meine Tatkraft gelähmt; ich gehöre zu denen, die man entbehren kann. Ja wenn ich sehr klug wäre und bedeutend oder talentvoll, dann könnt ich Otto Ersatz geben; – ich habe nur meine Liebe, die will ich ihm beweisen. – Ob Sterben schwer ist?

Sie hat noch nie an einem Sterbebett gestanden. Aber ihr ist’s, als könne sie es ahnen, dieses Erlöschen, Sichauflösen, so schwach fühlt sie sich.

Ein Sonnenstrahl gleitet über ihr weißes Kleid, sie hält die blassen, schmal gewordenen Hände in den warmen Schein, dass das Blut purpurrot durchleuchtet; der goldene Reif sitzt nur lose an dem zarten Finger; er funkelt in der Sonne.

Von der Strasse hört sie die Stimmen ihrer heimkehrenden Kinder.

Meine lieben, lieben Kinder! – ach es ist doch schwer! – ich wünsch euch eine frohere, gesündere Mutter als ich bin. Sie kann den Tränen nicht wehren.

Jubelnd stürmt die frohe Schar den Gartenweg herauf mit großen, ungeordneten Sträußen. Wie hübsch sie sind, Gertrud mit dem roten Mohnkranz im dunkeln Haar und Ilse mit den blauen Kornblumen! Ihr Mutterherz klopft stolz. Ich habe doch etwas Gutes geleistet auf Erden. Hans führt die müde Edith im Kinderwagen, das Mädchen trägt den weinenden Gerhard.

„Er hat Hunger,“ sagt sie verschmitzt lächelnd und legt ihn der Mutter in den Schoß. Sofort wird er still und schaut aufmerksam zu, wie die Mutter an ihrem Kleid nestelt. Das Mädchen ist ins Haus gegangen, die Kinder fangen Schmetterlinge auf der Wiese. Der Kleine trinkt mit Begier; seine großen dunkelblauen Augen sind auf die Mutter gerichtet, die ihm zulächelt. Seine dicken Händchen tasten in der Luft herum, bis die Mutter sie sanft in die ihrigen nimmt.

„So, mein Bürschchen, das ist vielleicht das letzte Mal, nun trink dich nur satt.“ Zärtlich streicht sie ihm über das flaumige blonde Köpfcchen.

Der Kleine lächelt an der Brust und trinkt weiter. Segnend ruhen der Mutter Augen auf dem Kind.

Der Abend war hereingebrochen, die Kinder lagen im Bett; man hörte noch ihr Plaudern durch die offenen Fenster in dem Garten. Hanna lag noch auf ihrem alten Platz. Silberner Mondglanz erhellte den Garten; nur unter den Bäumen war’s finster. Nachtfalter huschten um ihr Gesicht, eine Eule schrie in dem hohen Baumwipfel.

Hanna wartete auf ihren Mann. Ihre Gedanken gingen noch einmal durch ihr ganzes Leben.

Ist kein Ausweg, muss es sein? Sie faltete die Hände und schaute nach dem sternfunkelnden Himmel.

Sie glaubte nicht an ein höheres Walten, mit ihrem Manne war sie Materialistin geworden: „Dein Gott sei mein Gott“, und doch war ihr, als ob ihre Seele nun beten müsse.

„Wenn ich irre, so irre ich aus Liebe,“ flüsterte sie leise.

„Und aus Stolz“, mahnte eine leise Stimme in ihrem Gewissen.

„Ja, auch aus Stolz“, gab sie zu. „Mein Stolz sträubt sich herunterzusteigen, geduldet zu sein, Barmherzigkeit zu empfangen statt Liebe. Diese Demütigungen, – nein, die halte ich nicht aus, selbst von Otto nicht, gerade von ihm nicht.“

Vom Nachbardorf tönten die Abendglocken herüber, man hörte sie deutlich in der Stille der hereinbrechenden Nacht. – Ja, wenn ich glauben könnte, dann würde ich leben. –

Die Kinder waren verstummt, aus einem Nachbarhaus schimmerte Licht; man sah's durch die hohen Akazienbäume; ein Kind weinte und eine ungeduldige, jammernde Frauenstimme schrie: „So sei doch still, ich kann's ja nimmer hören; bist still oder...“ Dort wohnte die kränkliche Frau Pfrommer.

Wie grob sie gegen das arme Ding ist, dachte Hanna, und sieht doch sonst so sanft aus. Werde ich je einmal so gegen meine Kinder... ach Gott, Krankheit macht reizbar.

Nun ertönten Schritte auf der nächtlichen Strasse. Sollte das Otto...? Ihr Herz pochte zum Zerspringen, sie erhob sich lauschend; die Schritte kamen näher.

„Otto?“ zitterte es fragend von ihren Lippen.

„Er ist's! Ja, Liebchen, bist du noch unten?“

Sie flog aus dem Dunkel heraus; ihr weißes

Kleid schimmerte im Mondlicht. „Otto!“ Sie hing an seinem Hals. „Ich hab' mich so nach dir geseht,“ ihre Stimme bebte von Liebe und Schmerz.

„Ja, Hanna, das ist aber ein schöner Empfang, muss ich wohl öfters fortgehen?“

Wortlos schmiegte sie sich an seine Brust.

„Hat mich denn mein Weibchen so lieb?“ küsste sie auf das lockige Haar und suchte ihr die Augen zu sehen.

„Lieb? lieb zum Sterben!“ schluchzte sie leidenschaftlich.

„Nicht zum Sterben, zum Leben!“ und mit starkem Arm hob er die leichte Gestalt auf und trug sie im Triumph ins Haus.

Es war ein später, regnerischer Frühlingsabend. In Ottos Studierzimmer warf eine grünverhangene Lampe gedämpften Schein auf den Schreibtisch; doch der Sessel davor stand leer. Otto lehnte am offenen Fenster und schaute dem raschen Flug der schwarzen Wolkengebilde zu, die vom Sturm gepeitscht am nächtlichen Himmel dahinjagten.

Er war voll Unrast, kein Gedanke wollte in seinem Kopf haften, als immer nur der eine: wenn es doch schon vorüber wäre! Im Nebenzimmer war es still; manchmal sprach eine Frauenstimme einige Worte, die Otto nicht verstand, oder behutsame Schritte, wie sie schwere Sohlen auf Parkettboden hervorbringen, waren vernehmbar.

Über seinem Haupt im oberen Stock tönte schon seit einer Viertelstunde das dumpfe Rollen des Kinderwagens, in dem der kleine Gerhard nicht recht schlafen wollte. Das Mädchen war für heute und die kommenden Wochen oben im Gastzimmer mit den Kindern einquartiert.

Der Frühlingssturm heulte um das Haus und warf dem Lauschenden große, warme Regentropfen in das Gesicht. Eine unendliche Bangigkeit ergriff ihn; es lag in der Luft, in dem Ächzen der vom Wind geschüttelten Tannen, es lauerte in den dunklen Ecken des Zimmers. Otto riss den grünen Schleier von der Lampe, hell strahlte ihr Licht und fegte aus den finsternen Ecken alle Spukgestalten.

Er blickte auf die Uhr – bald Mitternacht. Mit zögernden Schritten näherte er sich der Tür und öffnete einen Spalt; eine Wolke von Karbolgeruch schlug ihm entgegen.

„Frau Bendler?“

„Ja, Herr Doktor?“

Eine kleine, magere Frau schlüpfte durch die Tür und schloss sie. Sie blickte den Mann mit ängstlichen, runden Augen an und meinte: „Sollte man nicht den Arzt...? Er braucht eine gute halbe Stunde, bis er hier ist.“

„Steht es schlimm?“ fragte er erschreckt und wurde blass.

„Nein, das nicht – ich weiß nur nicht – Herr Doktor, ach, mir ist’s gar nicht recht zu Mut wie sonst. Die Frau Doktor ist so still und ernst, sie macht gar keine Scherze wie sonst. Wenn ich denke beim Gerhard, ach, was haben wir da gelacht, noch ganz kurz vorher. Wissen Sie“ – und sie blickte sich scheu um, – „mir ist’s immer, als schaue jemand zum Fenster herein.“

Draußen ertönten Schritte auf der Treppe, und gleich darauf ging die Tür auf; mit verstörtem Blick, im Nachtjäckchen und Unterrock stand Paula, das Mädchen, da.

„Herr Doktor, oben im Zimmer ist auf einmal die Uhr stehen geblieben, und ich hab’ sie ganz bestimmt aufgezogen.“

Dem Mädchen klapperten die Zähne vor Aufregung.

„Ach Gott, ach Gott,“ begann die Hebamme zu jammern.

„Schwatzen Sie doch keinen solchen Unsinn.“

Otto wurde ganz nervös, die Frauen steckten ihn an, er kam sich so verlassen unter ihnen vor, so hilflos und ungeschickt. „Ziehen Sie sich an und telegraphieren Sie dem Arzt, aber eilen Sie sich“. Paula huschte hinaus.

Aus dem Nebenzimmer tönte ein leises Jammern. Frau Bendler eilte hinein. Otto hatte den Mut nicht dazu; alles Kranksein und Leiden hielt sich der Ästhetiker möglichst fern. Doch seine bedrückte Stimmung wollte nicht weichen; sonst war er beim gleichen Anlass immer so siegesgewiss gewesen.

Die letzten Monate glitten an seinem Geist vorüber; seine Frau schien ihm jetzt in der Erinnerung leidender als nötig. Der Arzt war auch in der letzten Zeit gar nicht mehr ins Haus gekommen. Sie habe sich mit ihm gezankt, hatte Hanna auf sein Befragen erwidert.

Die Jammerlaute im Nebenzimmer wurden stärker. Otto hielt sich die Ohren zu und horchte doch alle Augenblicke wieder hin. Draußen im Garten schrie ein Käuzchen. Er fuhr zusammen und ärgerte sich über seinen Schrecken; es gab doch viele Eulen im Garten. Plötzlich kam ihm der Gedanke: wenn Hanna sterben würde! Er hatte noch nie an die Möglichkeit gedacht. Aber sie selber? Wie war’s doch neulich Abend – ja richtig! Sie hatte zu ihm gesagt: Findest du nicht auch, dass der Tod besser ist als Siechtum? Ja, freilich, hatte er geantwortet,

für einen selbst und für die Umgebung. Da hatte sie so eigen mit dem Kopf genickt und gesagt. Wir Frauen haben’s doch gut; wir haben so geschickte Gelegenheiten zum Sterben. Er hatte gelacht damals, – war’s wohl auch als Witz gemeint gewesen?

Langgezogene Klagelaute tönnten durch die Tür immer häufiger, immer qualvoller. Otto druckte die Stirn an die Pfosten.

Mein armes Weib! Ach Gott hilf doch, lieber Gott hilf doch!“ Irr rangen sich die Gebetsworte aus seinem geängsteten Herzen empor, Tränen rollten ihm über die Wangen

Jetzt ein Schreien wie nicht aus menschlicher Kehle, langandauernd, endlos; der Mann lag auf den Knien und weinte laut; draußen auf dem Gang schluchzte Paula: „Erbarm’ dich, erbarm dich“

Plötzlich tiefe Stille, Otto horcht auf – ein gurgelnder halberstickter Ton - schwaches Kindergeschrei.

Er springt auf und stürzt ins Nebenzimmer

„Hanni, meine Hanni!“

Hanna ist totenblass, dicke Schweißtropfen stehen auf der Stirne, die Haare sind feucht; sie ist ohnmächtig. Das Kind liegt unbeachtet kaum bedeckt, am Fußende des Bettes. Frau Bandler macht sich mit der Mutter zu schaffen.

„Reiben Sie ihr mit den Tropfen die Stirn,“ weist sie den Vater an. wenn nur der Doktor käme, sie ist so schwach und ich fürchte...“

„Was meinen Sie?“

„Eine Blutung.“

Unten am Haustor schellte es. Paula eilte hinunter.

Atemlos trat der Arzt ein; er hatte ein sorgenvolles Gesicht. Die Hebamme begann sofort wortreich ihren Bericht; ungeduldig winkte er ab. „Weiß schon.“ Eilfertig begann er sich die Hände in Karbolwasser zu waschen. Das Neugeborene schrie jämmerlich.

„Besorgen Sie das Kind jetzt, aber im Nebenzimmer,“ befahl der Arzt.

Die Hebamme nahm das kleine Ding und verließ mit Paula das Zimmer.

Otto stand immer noch wie erstarrt und rieb mechanisch die Stirn seines Weibes. Der Arzt öffnete ein Packet, das auf dem Tisch lag; stark riechende Jodoformgaze quoll daraus hervor.

„Lassen Sie die Tropfen, helfen Sie hier und zerschneiden Sie die Gaze.“ Die Schere zitterte in Ottos Händen. Wachte er denn? Ihm war, als sei alles ein böser Traum aus dem er erwachen müsste.

Ein leiser Ton rief ihn sofort ans Bett, Hanna war unter den Bemühungen des Arztes erwacht.

„Lieber Doktor, lassen Sie doch, es ist ja vergeblich,“ sagte Hanna schwach.

Ingrimmig schüttelte der Alte den Kopf, er schaute nicht auf.

„Verzeihen Sie mir,“ bat sie leise, „ich konnte nicht anders, es ist am besten so.“

„Warum ließen Sie mich nicht gleich holen?“

Hanna schwieg.

Otto stand wie vernichtet am Bett; ein entsetzliches, ohnmachtähnliches Gefühl kroch ihm vom Herzen empor. Es ging zu Ende, jetzt wusste er's plötzlich.

„Doktor“, flüsterte er flehend, „retten Sie mein Weib, sie soll nicht sterben, hören Sie? Ich will sie pflegen und hegen mein ganzes Leben, nur sterben soll sie nicht, ich kann ja nicht leben ohne sie.“

„Das haben Sie zu spät gesagt, früher ...“

Der Arzt brach ab.

„Zu spät? Wieso?“ Entsetzt starrte Otto ihn an.

„Doktor, um Gotteswillen!“ rief Hanna beschwörend.

Mit irrem Blick schaute Otto von einem zum andern. Der Arzt wendete die Augen ab. Plötzlich ging dem lang Verblendeten ein Licht auf.

„Hanna, um Gotteswillen, sag mir, dass es nicht so ist!“ Wie ein Schrei brach es aus der Brust des Mannes.

„Ich hatte dich ja so lieb“, flüsterte Hanna leise, „ich war krank und wusste, dass ich nie wieder...Du.“

Er brach an ihrem Bett zusammen. Sanft fuhr sie mit der Hand über seine Haare.

„Otto, Lieber, es ist doch am besten so.“

„Nein, nein, tausendmal nein; ach, ich hab' es ja selbst nicht so gewusst, was du mir bist.“ Er schluchzte auf.

Ein stilles Leuchten ging über Hannas Gesicht.

„Küsse mich,“ es kam wie ein Hauch von ihren Lippen.

Er bedeckte das weiße Gesicht mit heißen Küssen und Tränen.

„Jetzt lasst mich schlafen.“

Sorgsam legte Otto das geliebte Haupt zurück, die blonden Locken lagen aufgelöst auf

dem Kissen. Sie hatte die Augen geschlossen, ein ohnmachtähnlicher Schlaf war über sie gekommen. Er fasste sanft die zarten Hände und setzte sich neben das Bett. Still verließ der Arzt das Zimmer.

Aus dem Nebenzimmer hörte man gedämpft das Weinen des Neugeborenen; der Frühlingssturm schleuderte prasselnd den Regen gegen die Fenster.

Von Zeit zu Zeit durchfuhr ein Zucken den Körper der Sterbenden, es ward schwächer und schwächer – blieb aus. Ein Windstoss stieß das Fenster auf, das Licht flackerte und erlosch, Frühlingsodem füllte das dumpfe Sterbezimmer. Am östlichen Himmel aber dämmerte in zarter Röte der Frühlingsmorgen und warf seinen Schein in das dunkle Gemach.

Etwas Lebendiges

Szenen aus dem Kinderleben

Der Winter neigt sich dem Ende zu; der Märzwind trocknet die nassen lehmigen Wege, und an den Hecken sprießen schon die ersten Veilchen. Unsere Kinder sind nicht mehr im Zimmer zu halten, die Puppen liegen in der Schublade und haben allen Schein von Leben und Persönlichkeit in den Augen ihrer drei kleinen Besitzerinnen eingebüsst; selbst Trudel, die zärtlichste Mutter, die aber "tötet, was sie liebt", wie einst ihre siebenjährige Schwester Else pathetisch versicherte, als die Kleine ihre Puppe im Schlafe zerdrückt hatte, – selbst sie ist kalt gegen ihr letztes noch lebendes Kind geworden. Auch der sechsjährige Walter, der zur Weihnachtszeit sich „etwas zum Lieben“ gewünscht hatte, lässt den zottigen weißen Pudel, den das gefällige Christkind ihm gebracht hat, in einer Ecke verstauben.

Eines Mittags kommen sie in höchster Aufregung ins Zimmer gestürmt, voran die vierjährige feurige Trudel, mit blitzenden Augen und wehenden Locken, dahinter Walter, mit Puffen die Schwester zu größerer Geschwindigkeit anspornend, und zuletzt die zweijährige Erika, von der verständigen großen Schwester geführt.

Alle vier schreien zusammen; ich verstehe natürlich kein Wort; die Kleinste fühlt auch das Bedürfnis mitzureden und gilft ihr Entzücken in Naturlauten im höchsten Diskant hinaus.

„Alle Kinder still!“

Mühsames Schweigen, nur sprechende Augen und gerötete Wangen.

„Else, jetzt reden.“

„Wir möchten was Lebendiges, Mutter.“

„Was Lebendiges“, sekundieren die Geschwister.

„Hm“, sage ich, »wie kommt ihr denn da drauf?“

Alle schreien durcheinander; ich höre so was draus heraus: »Nachbar Schaber, junge Schweinchen, süß, rosig, herzlich...“

„Aha, ihr habt junge Schweinchen gesehen; ihr kleinen Scheusäler, ihr wollt mir doch nicht etwa so ein Wutzchen als Schosstierchen bringen?“

Betretenes Schweigen.

„Doch“, meinte endlich Else mit Nachdruck »der Nachbar gibt uns eins, er hat's uns gesagt.“

„Aber Kinder, seht, die sind noch so klein, die kann man nicht von der Mutter nehmen, die trinken ja noch an ihr.“

„Ja, ich weiß“, ruft Else rasch, »aber könntest nicht du du hast doch Erika...?“

Ich bin sprachlos über die Zumutung.

„Oder ich“, versicherte Trudel mit Leidenschaft.

„Nein Kinder, ein für allemal, die Schweinchen schlägt Euch aus dem Kopf, ich hab Schweinchen genug im Haus, brauch' nicht noch fremde.“

Enttäuschung malt sich auf allen Gesichtern; um Trudels Lippen zuckt es; Walther trägt's mit Fassung wie ein Mann, während Else im Ton des höchsten Lebensüberdrusses ruft:

„Gar keine Freud hat man auf der Welt!“

„Ihr armen Kinder, ja Euch geht's schlecht!“

Walther lacht und sagt treuherzig gedehnt: »Nein“, und gibt mir einen zärtlichen Rippenstoss.

„Wenn wir wenigstens ein kleines Brüderchen hätten wie Schullehrers“, fährt Else vorwurfsvoll in ihren Anklagen fort.

„Dann lieber noch ein Schweinchen“, sage ich etwas unbedacht, denn wir gehen so wie so schon mit dem Gedanken um, wie wir's anstellen könnten, ein notwendig gewordenes, größeres Bett im Schlafzimmer unterzubringen.

Der Vater kommt dazu und sieht die Versammlung. »Wir wollen ein kleines Kind«, schreit der Chor der Kinder ihm entgegen.

„Nein, ein Ferkel“, beeile ich mich die Kinder zu korrigieren.

„Ach das ist uns eins,“ ruft Else, »ein Ferkel oder ein Kind!“

„Halt was Lebendiges,“ erklärt Walther.

„Mia auch was Lebendiges,“ fleht das kleinste Lockenköpfchen und schaut den Vater mit sehnsüchtigen dunkeln Augen an.

»Gelt du gibst mir ein Tier, du kannst alles,“ schmeichelt Trudel, Vaters Liebling, und drückt ihr schwarzes Struwwelköpfchen zärtlich an sein Knie.

Ein rechtes Weib, das Schmeichelkätzchen, denke ich halb stolz, halb ... na! die kriegt die Männer herum.

„Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch was Lebendiges bringe?“ fragt der Vater.

Ich schaue ihn etwas beklommen an, sein Blick begegnet aber dem meinen ohne jedes geheime Schuldbewusstsein; etwas gar zu Grässliches wird's also nicht sein.

„Mein Bleistift“, verspricht Walther, – Vater hat nämlich nie ein Bleistift, – »die halten sich nicht bei uns“, behauptet er.

„Was für ein Tier ist's denn?“ fragt Else vorsichtig.

„Ich geb' dir einen Kuss“, verspricht Trudel, in richtiger Würdigung ihrer kleinen Person.

„Mia auch Kuss“, ruft Erika und hält ihm das Mäulchen hin.

„Dann geb' ich dir lieber auch einen“, meint Walther, und steckt sein kostbares Bleistiftstümpfchen rasch wieder in die Tasche.

„Und ich“, erklärt sich Else bereit.

Er sammelt seine Küsse ein.

„Und nun das Lebendige“. Die Gesichter der Kinder sind aufs Höchste gespannt. Vater greift in den Hosensack und zieht ein Schächtelchen heraus.

„Ach so klein!“ Else ist enttäuscht.

Das Schächtelchen wird geöffnet, ein Maikäfer liegt auf dem Rücken und zappelt verschlafen mit den Beinen.

„Das ist ein ganz seltener, der ist zwei Monate zu früh dran; nun pflegt ihn gut, ich wünsche ihm langes Leben, – Glück? Das wäre zu viel verlangt mit Euch als Pflögern.“

Eine Kindeshand ist rasch gefüllt. Wie ich zehn Minuten später wieder nach den Kindern sehe, liegen sie alle vier am Boden auf dem Leib und strampeln vor Entzücken mit den Beinen, wenn der Käfer seine steifen Glieder streckt und dabei auf den Rücken fällt.

„So ein armer zu früh erschienener Zukunftskäfer, der ist wahrhaftig zum Leiden geboren“, sagt mein Mann am Abend mitfühlend zu mir und steckt das Tier wieder ins Schächtelchen.

Ich komme mir entschieden hartherzig vor, die Zukunftsmenschen dauern mich mehr.

Von diesem Tag an standen wir im Zeichen des Maikäfers; einer genügte längst nicht mehr dem Liebesbedürfnis der kleinen Schar, jedes wollte seinen eigenen haben, und da der milde Winter die Maikäferreife erschreckend begünstigte, dauerte diese Periode zwei Monate. Unglücklicherweise entdeckte die findige Else, dass es unter den Käfern auch Buben und Mädchen gibt und nun wollte jedes ein Geschwisterpärchen. Acht Käfer waren also zum mindesten in der Stube. Sie hatten es herrlich; man baute ihnen Schlösser aus Bauklötzen; inständig wurde das Dienstmädchen angefleht, die prächtigen Bauten beim Reinmachen doch nicht zu zerstören. Leider waren diese Zuchthäuser nicht immer sehr solid gebaut, so dass die Gefangenen öfters auskniffen und, wenn wir abends harmlos lesend bei der Lampe saßen, plötzlich mit Gebrumm uns an die Köpfe fuhren. Ging man in leichten Hausschuhen ahnungslos durchs Zimmer, krachte es plötzlich und durch die dünne Sohle fühlte man, dass es etwas Lebendes -war, dem man so plötzlich den Garaus gemacht hatte. Die empörte Kinderschar stürzte sich sofort auf den unglücklichen Mörder: zuerst ward untersucht, wem

das Opfer gehörte, was oft zu sehr lebhaften und handgreiflichen Erörterungen führte, bis dann die bekümmerte Mutter oder der tiefgebeugte Vater festgestellt war, den man aber mit dem Versprechen eines »neuen viel schöneren Käfers“ bald beruhigte.

Übrigens benahmen die Kinder sich sehr nett gegen die Tiere; Quälerei lag ihnen so fern, dass sie gar nicht begreifen konnten, wie man so etwas tun könne; und als sie bei Nachbarskindern derartiges bemerkten, weinte Else vor Zorn, Walther bemühte sich etwas lehrhaft ihnen zu erklären, dass es böse sei und Trudel hieb mit beiden Fäusten auf den Sünder los, sodass dieser beschämt aus dem Pfarrhof schlich.

Vor Max-und-Moritz-Streichen waren wir sicher: aus eigener Findigkeit wären sie auf solche Bosheiten nicht gekommen, und das klassische Werk, woraus sie's hätten lernen können, war ihnen noch unbekannt.

Ende Mai endlich erkalteten sie etwas in ihrer Liebe, es gab zu viele Käfer. Wir schüttelten sie im Garten von den Bäumen und die Kinder sahen kühl zu, wie unsere Hühner sie versepeisten.

Ihr Streben nun ging nach einem Vogel. Die unmöglichsten Fallen, – selbst erfunden! – wurden konstruiert; man erkundigte sich eingehend nach der Methode des Fangs durch Salzaufstreuen auf den Schwanz, – ich habe noch nie so gläubige Kinder gesehen, wie die unseren, wiewohl sie nicht dumm sind, – aber alles war umsonst.

Eines Morgens nahm der Nachbar ein Elsternest aus, das sich auf dem Gipfel einer Tanne im Pfarrgarten befand; die Elstern stellen den jungen Singvögeln nach, für die der Garten mit seinen hohen Bäumen und dicken Hecken ein wahres Paradies ist. Sechs kleine grünliche Eichen wurden den Kindern eingehändigt, während das Elsternpaar schreiend um sein zerstörtes Nest flog; ich konnte den Schmerz der Vogeleltern nicht mehr sehen und ging ins Haus.

Die Kinder verhielten sich an diesem Morgen auffallend still, nur Erikas Weinen war vom Garten herauf kurz vernehmbar, und Elsens beschwichtigende Stimme; die Kleine hatte natürlich ihr Ei kaputt gemacht. Als ich die Gesellschaft zum Essen holen wollte, fand ich sie alle unter einem Cypressenbaum still im Gras hocken mit ernsten Gesichtern.

„Was tut Ihr denn da?“

„Wir brüten,“ war die selbstverständliche Antwort.

„Ihr brütet? Ja was denn?“

„Eltsterneier,“ sagte Else profitlich, »wir können keine Vögel fangen; da brüten wir sie selbst aus.“

„Das ist aber sehr langweilig; wenn Ihr jetzt zum Essen geht, wer brütet dann?“

„Ei, da legen wir sie dem Walter unter, und so wechseln wir ab.“

Die ändern lachten mich bestätigend an.

„Hoffentlich verlangt Ihr nicht von mir, dass ich mittue?“

„Nein, wenn du nicht willst; aber vielleicht könntest du nachts?“

Trudels Gesicht nahm plötzlich einen ängstlichen Ausdruck an, sie fing leise an zu weinen. Sie weint außerordentlich nett, es ist förmlich ein ästhetischer Genuss zuzusehen; sie bekommt keine rote Nase und keine Flecken ins Gesicht, wie Perlen rollen die Tränchen über das betrübte Gesichtchen.

„Nun was gibt's denn, Hexchen, warum weinst du?“ frage ich ahnungsvoll.

„Ich glaub, ich hab mein Ei durchgessen,“ schluchzt sie, »es ist so feucht.“

Mein Lachen mühsam verbeißend, untersuchte ich den Schaden, und richtig alle Röckchen und das Kleidchen waren mit einer rötlich-gelben Flüssigkeit beschmutzt, und an den Höschen der unglücklichen Elsternstiefmutter klebte die Eischale.

Nun setzte ich doch alles dran, um die ändern von der Aussichtslosigkeit ihres Strebens zu überzeugen, denn ich sah im Geist schon die Spuren der Brütetätigkeit an den übrigen Kleidungsstücken, worauf Trudchen getröstet war, »da es doch nichts geworden wäre.“

„Aber wir wollen etwas Lebendiges,“ kam Else wieder auf ihre alten Wünsche zurück.

„Jetzt kommt zum Essen, wir beraten’s dann.“

Vorsichtig erhoben sich die zwei Grossen von den Eiern, mit steifen Gliedern und Walther meinte;

„Es ist doch gut, dass ich kein Vogel bin, das Brüten ist sehr langweilig.“

„Brüten alle Tiere?“ fragte Trudel wissbegierig, während wir den Gartenweg an den nickenden Rosenbäumchen hinuntergingen.

„Nein.“

„Wie machen’s denn die Hasen?“

„Oh, die legen nicht erst Eier, sondern gleich lebendige Junge.“

„Aber die Osterhasen?“ -wandte Walther ein.

„Ja nun, mit denen ist es etwas Besonderes,“ sagte ich.

„Ach, die können so schwierige Sachen legen, mein Sandwagen diesmal an Ostern, der war schwieriger, als Eier und Junge legen, das könnt’ ich nicht, gelt Mama?“

Ich lachte und gab ihm einen Kuss; befriedigt ging die Gesellschaft ins Haus.

Der Garten bot den Kleinen immer wieder neue Unterhaltung: einmal nahmen ein Salamander, dann wieder Marienkäfer vorübergehend einen Platz in den Kinderherzen ein; einem aus dem Nest gefallenem Spatz drehte der Vater heimlich nachts den Kragen um, mit blutendem Herzen, ein Sklave der Vernunft, denn das Spatzenvolk hatte sich durch die Respektlosigkeit vor meinen Salatbeeten schon längst übel bemerkbar gemacht.

Versuche, ein gefangenes Schwarzköpfchen, das sich zu früh aus dem Nest gewagt hatte, aufzuziehen, scheiterte glücklicherweise an der Schwierigkeit ihm genügend Mücken zu fangen. Nachdem es 3 Stunden in einem alten Käfig zugebracht hatte, gelang mir’s durch eine rührende Geschichte von einer trauernden Vogelmutter und ihrem vor Angst sterbenden gefangenen Kind die Kinderherzen zu erweichen, sodass sie mit Tränen des Mitleids für die Mutter und zugleich des Schmerzes über ihren eigenen Verlust das Tierchen fliegen Hessen.

Doch je weiter das Frühjahr vorrückte, um so stürmischer ward das Bedürfnis zu bemuttern und bevatern; neidvoll blickten sie in jedes Vogelnest, weilten stundenlang bei Nachbarn, die junge Ziegen hatten, liefen jeder Glücke nach und träumten schlafend und wachend von etwas Lebendigem.

Endlich fand ich etwas, das mir geeignet schien, ihre Sehnsucht dauernd zu stillen. Mein Mann schwankte ein bisschen, als ich aber eines Abends das Gebet der Kinder belauschte, die den lieben Gott um ein kleines Kind, das ihnen ganz allein gehörte, oder um ein Vögelchen oder sonst etwas zum lieben angingen, da schwanden die letzten Bedenken und Marie, die treue Pfarrmagd und Freundin der Kinder, -ward mit geheimer Botschaft und einem Körbchen ins Dorf geschickt.

Ändern Tags war Sonntag; soeben waren die älteren Mädchen in ihren frischen rosa Kleidchen und Walther in noch fleckenloser Bluse aus der Sonntagsschule gekommen.

„Gibt’s heut’ Nachtisch?“ fragte Trudel, lüstern nach dem gedeckten Tisch guckend.

„Ja, ratet einmal!“

„Reispudding?“ hoffte Else.

„Wonnekleister mit Himbeersaft?“ meinte Walter.

„Nein, was viel besseres.“

„Schlagrahm“, riefen alle drei freudig.

Ich schüttelte lachend den Kopf.

„Noch besser?“ staunte Walther.

„Das gibt’s ja gar nicht,“ behauptete Else kühn.

„Nun Ihr werdet sehen, holet Erika und ruft den Vater zum Essen.“

Unsere Tafelrunde pflegt immer ziemlich lebhaft zu sein, sodass man oft sein eigen Wort

nicht versteht, gebiete ich aber Ruhe, so wird's so unheimlich still, dass mir's geht wie dem Müller mit seiner Mühle und ich bald den kleinen Mäulern wieder freien Lauf lasse. Heute verlieh die freudige Aufregung den Stimmen doppelte Kraft und den Gemütern ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Erika, angesteckt von der allgemeinen Lustigkeit, erleichterte ihr Herzchen mit unmotivierten Jauchzern.

Nach dem Braten gab's Kirschen.

„Ist das der Nachtisch?“ kam's etwas enttäuscht.

„Nein, noch nicht.“

„Noch nicht?“ verwunderten sich die Glücklichen.

Mein Mann und ich schauten uns selig an, wie zwei Verschworne.

„Es ist fast wie Weihnacht,“ versicherte Else.

„Aber Else, du legst ja die besten Kirschen beiseite,“ tadelte sanft der Vater.

„Sie schmecken so sonderbar.“

„Die sind nur überreif, das sind die allerfeinsten.“

„Ich will dir die allerfeinsten übrig lassen“, meinte schlau die kleine Eva und schob dem überraschten Vater alle angefaulten Kirschen hin.

Ich unterdrückte ein schadenfrohes Lächeln.

„Ich esse sie am allerliebsten so überreif,“ versicherte pharisäisch Trudel und machte äußerst tugendhafte Augen; sie ist sehr beifalls- und autoritätsbedürftig, was gar nicht zu dem wilden Hexchen mit dem Zigeunergesichtchen passen will.

„Jetzt kommt's!“ alle Augen schauen nach der Tür, durch die Marie mit verheißungsvollem Lächeln tritt, eine große zugedeckte Schüssel in den Händen.

„Oh so viel!“ freut sich Walther mit dem stets gesegneten Appetit.

„Und ich bin beinah schon satt,“ seufzte Else.

„So, nun macht alle einmal die Augen zu, kommandiere ich. Alles gehorcht, Erika drückt die Patschhändchen davor, keines zwinkert; sie sind ehrlich.“

Rasch deckt mein Mann die Schüssel auf, in der vier herzige junge Häschen sitzen, zwei graue und zwei weiße. Kühn fassen wir die verdutzten Tierchen an den Ohren und setzen vor jedes Kind eines auf den Teller; ängstlich schnuppernd bleiben sie sitzen und rühren sich nicht.

„Augen auf!“

„Ah“ – – –

„Ein Häschen!“

Kurzes Stillschweigen; überwältigendes Glückgefühl macht die kleinen Herzen verstummen, dann aber bricht's los.

„Wie herzig, ein ganz weißes mit roten Augen,“ ruft Else jubelnd.

„Das darf bei mir schlafen, gelt?“ fleht Trudel und drückt das Tierchen feurig an's liebende Herz.

„Armes Karnickel!“ sagt der Vater mitfühlend und schafft ihm etwas Luft.

„Mein Hasele, mein lieb Hasele,“ zwitschert Erika und streichelt scheu das zarte Fellchen.

„Dem mach' ich gleich einen Stall“, überlegte Walther.

„Aus was?“ vergewissere ich mich vorsichtig

„Aus Zigarrenkisten und Nägel.“

„Junge, soviel kann ich ja gar nicht rauchen wie du von mir forderst“, beklagte sich der Vater.

Zu seinem sechsten Geburtstag hat ihm nämlich die gute Großmama, seinen dringenden Wünschen entsprechend, einen Werkzeugkasten geschenkt; seit dieser Zeit macht er immer »Etwas«, oder brütet über neuen Plänen. Seine fertigen Werke starren von Nägeln, brechen

aber trotz dieser Verschwendung sehr bald zusammen. Ein Fußbänkchen, mit dem er mich zu meinem Geburtstag beglückte, sah eher einem Marterwerkzeug ähnlich, so grausig starrten die Nagelspitzen am Trittbrett in die Höhe

Else sagt drum gleich spöttisch: »Da darf meiner nicht hinein, in deinen Stall, sonst spießt er sich an den Nägeln auf.«

Der kleine Mann ist etwas gekränkt, wie aber sein graues Häschen ein Männchen macht, um das Terrain zu rekognoszieren, vergisst er den verletzten Künstlerstolz und schreit laut vor Vergnügen.

Nun gibt's große Namensberatung.

„Meins heißt Peter,“ verkündet Walther.

„Und meins Liesegretchen,“ sagt Else.

„Meins ist so ein süßes Schnuckelchen, ich nenn's grad Schnuckelchen, meint Trudel und versetzt dem verdutzten Tierchen einen zärtlichen Kuss auf das feuchte rosige Schnäuzchen.

„Und deins nennen wir Schneeflock, weil's so weich und weiß wie Schnee ist,“ beantworte ich den fragenden Blick der Kleinsten.

Die Häschen wurden lebhaft und die glücklichen Besitzer zogen sich mit ihren Pfleglingen auf den Fußboden zurück. Ich gedachte mir nun mit einem guten Buch einen vergnüglichen Sonntagnachmittag zu machen; doch sollte ich mich getäuscht haben. Beständig musste ich mitbewundern und mitjubeln; der sanfte Mutterbrummlaut, mit dem ich sonst bei derartigen Fällen auskomme, genügte nicht, man verlangte energische Teilnahme und kein geteiltes Herz.

Außerdem galt's, bald Elsens Versuche ihrem Liesegretchen Reinlichkeit vermittelt eines Puppengeschirrs beizubringen, zu vereiteln, bald das arme Schnuckelchen vor der Liebe seiner Pflegemutter zu retten; dann wieder ein scharfes Aug auf Walther zu haben, der mit prüfenden Blicken, sein Häschen im Arm, alle holzartigen Gegenstände auf ihre Verwendbarkeit zum Hasenstall musterte.

Als aber die Häschen gar zu zutraulich wurden und selbst das von den Kindern heilig gehaltene Sofa nicht respektierten, während ich an der interessantesten Stelle meines Buchs nicht weiterkam, da kommandierte ich schließlich:

„Alle Kinder ab in den Garten!“ Erika wurde samt ihrem Schneeflock unter dem Sofa hervorgezogen, wohin sie ihrem Liebling nach gekrochen war und, die Hasen im Schürzchen, zog die ganze Gesellschaft hinunter.

„Ich will nur sehen, wer's zuerst müd wird, die Hasen oder die Kinder“, meinte mein Mann zu mir, indes ich mit dem Lumpen einige Hasenspuren vertilgte.

Von drunten scholl der Jubel der Kinder herauf.

„Es sind doch goldige Dinger“, sagte ich und gab ihm einen Kuss.

„Wer denn, die Hasen oder die Kinder?“ lachte er.

„Dummerle!“ Doch niemand sonst als die Hasen und zur Strafe bekam er noch einen Kuss.

Eine Verlorene

Sie war noch sehr jung, die blonde kleine Frau Pfarrer, kaum achtzehn Jahre alt, in der Gemeinde sprach man stets in wohlwollendem patronisierendem Ton von ihr. Besonders die älteren Frauen hatten, offenbar im Gefühl der Schwere ihrer weiblichen

Erfahrung, etwas Mitleidiges in der Stimme. Bemitleidenswert kam sich aber Anneliese gar nicht vor, sondern „elend glücklich“, wie sie mit dem letzten dahinschwindenden Rest ihres Backfischjargons versicherte. Sie war voll brennend guter Vorsätze, ihren Platz als Pfarrfrau recht auszufüllen, nur ein bisschen ungeschickt und schüchtern stellte sie sich an. Einstweilen war die Sprache, die grobe unverständliche Bauernsprache, dem Stadtkind noch hinderlich im Verkehr, und ihr sonniges, freundliches Lächeln, oder das bekümmerte mitleidvolle Gesicht, waren das beste Verständigungsmittel. Der ältere ernste Gatte ließ sie lächelnd gewähren und schaute ihr zu, wie man das Spiel eines liebenswürdigen Kindes beobachtet.

Sie selber aber nahm ihre Aufgabe sehr ernst, nur getraute sie sich nicht zu zeigen wie ernst, denn sie fühlte wohl, dass Niemand es ihr recht glaubte, und dass die alten Frauen zu ihr sprachen, wie man zu einer Konfirmandin spricht. Auch im Pfarrkranz, wo die würdigen ihr an Alter und Weisheit so überlegenen Pfarrfrauen sich einfanden und bei dickem Cichorienkaffee ihre Erfahrungen austauschten, ging es ihr ebenso.

Mochte sie von ihren Kochversuchen während der zweimonatigen Ehe erzählen, oder von ihren Erfolgen in der Hühnerzucht, stets begegnete sie denselben halb belustigten, halb nachsichtigen oder gerührten Gesichtern.

Einmal sprachen die Frauen von Krankenbesuchen und erzählten von ihren guten Werken, wie sie da einem alten Weib mit Suppen aufgeholfen und dort ein Kind glücklich durch schwere Krankheit gebracht hatten. Hier las eine Pfarrfrau einer Blinden vor, dort war eine in allen Wochenstuben zu Haus.

Anneliese lauschte mit glühenden Wangen. So wollte sie auch werden, eine Helferin in allen Nöten. Ehrfurchtsvoll betrachtete sie die große dicke Frau mit den energischen Zügen und der tiefen Stimme und neben ihr die magere ergraute Pfarrerin aus dem hinteren Wald mit den klugen gütigen Augen und dem unmodernen hässlichen Kleid. Über die ganze lange Tafel liefen ihre Augen herab, wo sich alle Hände fleißig am Strickstrumpf regten und die glatten Scheitel sich über die Arbeit beugten. Welch eine Summe von Tüchtigkeit und Fleiß und Liebe in unscheinbarer Form! Anneliese senkte beschämt errötend den Kopf, als sie daran dachte, wie sie manchmal über ein geschmackloses Kleid, ein linkisches Benehmen, über irgend eine Unwissenheit und Unbildung gespöttelt hatte, sie, das kluge Professorentöchterchen. Demütig bückte sie sich, als ihrer Nachbarin der Wollknäuel fiel und verfolgt ihn weit unter den Tisch, zur Busse für ihren Hochmut.

Anneliese war nachdenklich beim Heimweg. „Mi Alberte“, sagte sie seufzend und hing sich in den Arm ihres Gatten, »ich wünschte, ich wäre wie die Frau Pfarrer vom hinteren Wald.“

„Ich nicht!“ antwortete aus tiefster Überzeugung der Pfarrer.

„Nun ja«, sie machte eine kleine abwehrende Geste, »sie ist alt, aber ich möchte so viel Gutes tun, wie sie.“

„Dazu ist mein Kindlein noch viel zu klein,“ sagte neckend der große Mann.

Sie schmollte ein wenig. »Lass mich doch auch manchmal Kranke besuchen,“ bat sie endlich zaghaft.

Albert ließ seine Augen über die zierliche kleine Gestalt gleiten bis hinunter zu den flinken Füßchen, die nach Kinderart im raschelnden Herbstlaub wühlten.

„O Mäuslein!“ sagte er dann lachend.

Sie sah schüchtern bittend zu ihm auf, aber sie getraute sich Nichts mehr zu sagen, denn

auch in den Augen Alberts lag dieser freundlich überlegene Ausdruck, und sie kam sich wieder sehr klein und unbedeutend vor.

Schweigend rauschte sie weiter in den braunen Buchenblättern. Der Mond warf ein unsicheres Licht zwischen die kahlen Bäume hin. In der Ferne schimmerten schon die Lichter des Dorfes, das mit seiner einzigen ärmlichen Gasse den steilen Berg hinauf kroch. Durch die unverschleierte Fenster sah man die Familien um ärmliche schirmlose Hängelampen geschart; Kinder, die sich in Schlaf weinten, hörte man durch die trüben beschlagenen Scheiben hindurch. Im Wirtshaus ging es lärmend zu, dort saßen die Burschen beim Schwarzwälder Heidelbeerschnaps. Anneliese beschleunigte ihre Schritte, als sie den breiten Lichtstrom überschreiten musste, der aus den hellen Fenstern auf die Strasse fiel.

„Mein Dörflein,“ dachte sie stolz und schaute bald rechts, bald links, wie eine Mutter, die zwischen den Betten ihrer schlafenden Kinder hindurch schreitet. Die Augen wurden ihr feucht von dem überquellenden Gefühl der Liebe, das ihr das Herz erbeben machte. Sie drückte heftig den Arm ihres Gatten und murmelte: „Ich bin so glücklich!“

Etwas abgelegen von der Dorfstrasse stand ein dunkles kleines Häuschen mit tief überhängendem Strohdach. Eine einfache Quelle rauschte in einen morschen Holztrug. Sie war das einzig Lebende am ganzen Hause.

„Wer wohnt dort?“ fragte Anneliese; „wie dunkel und trübselig es ist, selbst der Mond scheint nicht hin.“

Albert schaute zu dem Häuschen und seine Stimme klang bekümmert. „Dort? – Eine –,er machte eine Pause und vollendete dann zögernd, »eine Verlorene.«

„Warum verloren? Ist sie krank?“

„Ja, auch das, aber frage mich nicht darüber, ich denke nicht gern an sie.“

Anneliese schwieg sofort, aber sie merkte sich das Häuschen und stieg in tiefe Gedanken versunken den Berg zum Pfarrhaus hinan.

Der Pfarrer war im Filialdorf. Seine kleine Frau hatte ihn bis zur Brücke begleitet, unter welcher der reißende Schwesterbach rauschte. Sie hatte sich ein paar glühend rote Backen angelaufen, denn der Novemberwind sauste -wild auf dem kahlen Bergrücken, und ihr Mann machte so große Schritte mit seinen langen Beinen, wenn er im Filialschritt ging, dass sie fast laufen musste, um an seiner Seite zu bleiben. Jetzt war seine schwarze Gestalt in den Tannen verschwunden; Anneliese steckte das Taschentuch ein, mit dem sie ihm noch nachgewinkt hatte und machte sich im langsamsten Schlendergang auf den Heimweg.

Der Nachmittag neigte sich schon dem Ende zu, im schmalen Schwesterthai wälzten sich weiße Nebelsäulen, von denen sich Ballen und flatternde Streifen lösten, die an den bewaldeten Hängen hinaufstiegen und in den Wipfeln der Tannen hängen blieben. Hier und da blitzte ein schwaches Licht durch den brauenden Nebel oder tauchte ein dunkles Dach auf, dessen blauer Schornsteinrauch sich mit dem feuchtkalten Gewoge vermischte. Auf der Dorfstrasse war es noch lebendig; kleine Buben trieben die Kühe zur Tränke, die, der langen Stallhaft entflohen, verwegene Sprünge machten, sodass Anneliese ängstlich zögerte, an der übermütigen Gesellschaft vorbeizugehen.

„Die thon dir nix,“ tröstete ein kleiner stämmiger Kerl von sechs Jahren und schwang drohend die Peitsche gegen die Ungetüme, die gehorsam zur Seite wichen.

Nun stand Anneliese vor dem Häuschen, das ihr am Abend vorher aufgefallen war. Es lag noch gerade so still und erstorben, und nicht einmal ein Rauchwölkchen zeigte an, dass da ein menschliches wärmebedürftiges Wesen hauste.

Anneliese zögerte ein wenig vor der großen Schmutzlache, die sie zu überschreiten hatte und in deren Mitte ein flacher Trittstein lag. Der kleine Bursche mit seinen Kühen kam vom Brunnen zurück. Er pflanzte sich mit der langen Peitsche vor der Pfarrerin auf und guckte sie erstaunt an, als sie ihr Kleid aufnahm, um den Sumpf zu überschreiten.

„Du, Pfarrere, da müsst net na geha, da wohnte Hex!“

Anneliese lachte nur und setzte mit kühnem Sprung über den Stein auf das Trockene. Der Kleine wartete, bis sie an der ausgetretenen Steintreppe angelangt war; als er merkte, dass Anneliese Ernst machte, rief er noch dringlicher:

„Du, Pfarrere, sie dreht de kloane Kinder d’Kragen um.“ Als aber die Pfarrerin ohne zu antworten die wenigen Stufen hinanstieg, nahm er Reissaus und jagte seinen Kühen nach, um nicht auch der Hexe in die Hände zu fallen.

Die Besucherin tastete sich durch den finsternen holperigen Flur, bis sie mit der Hand an eine Tür stieß, an die sie klopfte. Niemand antwortete, nur eine Bettstelle krachte, als ob sich Jemand drin herumwerfe. Sie klopfte noch einmal; ein heiseres Husten ließ sich hören. Beherzt trat sie ein.

In der niedrigen Stube war es fast finster und eine erstickende Luft schlug ihr entgegen.

„Guten Abend,“ sagte sie freundlich.

„Wer isch denn do?“ fragte eine mürrische Stimme aus dem Hintergrund.

„Ich bin’s.“

„Ich, ich – so kann jeder Esel sage.“

Anneliese errötete ein wenig. »Es ist nur die Pfarrerin,« sagte sie beschämt.

„So,“ antwortete die Kranke frostig und schwieg.

Eigentlich wäre die junge Frau bei diesem Empfang am liebsten wieder umgekehrt. Aber tapfer überwand sie ihre Fluchtgedanken und sagte: »Es ist so finster hier, kann ich irgendwo ein Licht finden?“

„Ufm Tisch,“ brummte es zurück.

Sie tastete sich zu dem wackeligen Möbel, das mit Tüchern, einer zerbrochenen Wasserkanne und anderem schmutzigen Geschirr beladen war. Hier fand sie glücklich Schwefelhölzer und eine kleine schmierige Erdöllampe.

Endlich konnte Anneliese sehen, wo und bei wem sie war. In der äußerst ärmlichen, unsauberen Stube war das Hauptmöbel ein breites zerwühltes Bett, aus dessen Matratze das Stroh in großen Büscheln heraushing. Ein junges Weib lag drin, das blinzeln und mit höhnischem Lächeln die junge kindliche Frau musterte. Das reiche schwarze Haar hing wirr bis in das abgemagerte gelbliche Gesicht, das noch Spuren von Schönheit zeigte, jetzt aber durch Krankheit und Laster entstellt war.

Die beiden Frauen sahen sich eine Zeit lang schweigend an. Anneliese bemühte sich, das Fremde das aus diesem Gesicht zu ihr sprach, zu verstehen. Ein sicherer Instinkt warnte sie, und unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück.

Das Weib lachte grell auf, als sie es bemerkte. So hässlich das Lachen klang, es lag Etwas drin, das Annelieses Herz von Mitleid schwellen machte.

Mit drei raschen Schritten war sie am Bett und streckte ihre Hand der Kranken zum Gruß hin. Diese stutzte erst und verbarg dann hastig ihre Arme unter der zerrissenen Decke.

„Wer hat denn Sie kömma heissa?“ fragte sie misstrauisch.

„Niemand,« antwortet Anneliese befremdet

„Net der Pfarrer?“

„Nein, mein Mann weiß nicht, dass ich hier bin.“

„Drum« – die Augen des Weibes funkelten vor boshafem Vergnügen. »I hau gmoint, weils mitm Bekehre nix isch, er hätt jetzet soi Woib herghetzt, des war grad die Recht gwä.“

Die Pfarrfrau stand noch immer am Bett, Niemand bot ihr einen Stuhl an. Es -war ihr sehr unbehaglich zu Mut.

„Sind Sie ganz allein?“ fragte sie endlich.

Die Angeredete nickte finster.

„Wer pflegt Sie denn?“

„Euer liaber Herrgott und seine Kinder,« sagte bitter die Kranke; »gell er macht sich’s

leicht?“

Mit raschem Blick sah Anneliese, dass seit Wochen keine ordnende Hand über das Zimmer gekommen war.

„Der Zuchthausgret geht Koine gern über die Schwell, die lässt mer verrecken im Dreck.“

Anneliese begann in der Verlegenheit das Geschirr auf dem Tisch zusammenzuräumen. So schwer hatte sie sich's doch nicht gedacht, das Krankenbesuchen. Aber das kam wohl daher, weil sie so schrecklich ungeschickt war. Fast wollte ihr ein Tränlein aufsteigen, dass sie so wenig ihren Posten auszufüllen verstand. Nun, dachte sie endlich mutig, um dieses Zimmer menschlich zu machen, dazu braucht's keinen Verstand, das wenigstens kann ich. Mit wachsendem Eifer und ohne ein Wort zu sagen, begann sie zu wirtschaften. Sie zündete Feuer im kleinen wackeligen Kochöfchen an und ergriff den Eimer, um Wasser zu holen; draußen war's indessen ganz finster geworden, sodass Niemand sie sah. Mit geröteten Wangen schleppte sie die ungewohnte Last herein. Sie legte Jäckchen und Hut ab, streifte die Ärmel an den zarten weißen Armen in die Höhe und begann den Schmutz von Wochen hinauszufegen. Durch die offenen Fenster strömte frische Luft herein, und lustig flackerte das Feuer und brodelte das Wasser, mit dem sie eine Suppe kochen wollte.

Die Kranke sah ihr mit spöttischem Gesicht zu, wie sie sich abmühte, bei der harten, ungewohnten Arbeit.

„Die Zuchthausgret, die Kindsmördere, dankt au scheen, dass Se ihr de Dreck wegbutze.“

Anneliese fuhr zusammen, lauernd sah sie die Augen des Weibes auf sich gerichtet. Ein schreckliches Verständnis dämmerte ihrem unschuldigen Herzen auf, aber sie hütete sich, ihr Erschrecken zu zeigen.

Fröstelnd zog die Gret mit dem mageren Arm, von dem der Ärmel gegliiten war, die Decke herauf. Die erschreckende Magerkeit dieses Armes lenkte die Gedanken der jungen Frau ab; sie schloss das Fenster und näherte sich dem Bett. In der Hand hielt sie noch den nassen Lumpen, mit dem sie den Boden gewaschen hatte. Die blonden Haare fielen ihr wirr in das liebliche schüchterne Gesicht.

„Sind Sie sehr krank?“ fragte sie mitleidig.

Die Zuchthausgret nickte mürrisch.

„Der Pfarrer sait, i sott an's Sterbe denke. Ob i dran denk oder net, der Deifel holt mi au so.“ Sie wurde lebhafter. „Aber die Ändern, die holt er au, und zerschte den Lump, den verdammte.“ Sie setzte sich im Bett aufrecht und ballte die dürren Fäuste. „Den Lump“ schrie sie in höchster Wut, »den Lump, den Lump!“

Ihr ganzer Körper zitterte vor Aufregung, die blutunterlaufenen Augen traten fast aus den Höhlen. „I bin schlecht, und i will au schlecht sein, aber der Lump, der falsch, is schuld.“

»Nein,« sagte Anneliese ernsthaft und bestimmt, wie sie noch gar nicht gesprochen hatte. »Sie wollen nicht schlecht sein.«

Die Kranke ließ die Fäuste sinken. „So, i will net schlecht sein? Was weiß denn so a Fetschekindle!“ Sie lacht wegwerfend.

»Wir möchten doch Alle gut sein, wenn wir auch nicht immer können,« sagte Anneliese schlicht.

Gret senkte die Augen. Nach einer Weile bemerkte sie: „Der Bettjack isch au drecket, im Kaschte isch no a frischer.“ Sie sah plötzlich, in welchem Schmutz sie lebte.

Bereitwillig suchte die junge Frau frische Wäsche, die zwar zerrissen, aber doch rein war. Nun wusch sie mit lauem Wasser dem unglücklichen Weib Gesicht und Arme; schonend glättete sie mit dem zerbrochenen Kamm das wirre Haar und schüttelte das Bett auf.

Die Gret ließ in stummer Verwunderung Alles mit sich geschehen. Endlich lag sie gereinigt und behaglich in ihrem Bett; im Zimmer war es warm und ordentlich; von der Suppe freilich konnte sie nur wenig genießen. Anneliese wusch noch das Geschirr auf, und dann setzte sie sich ermüdet, aber zufrieden mit ihrer Arbeit, an das Bett des Weibes.

Die Kranke hatte die Augen geschlossen, aber sie schlief nicht. Gedankenvoll schaute Anneliese ihr verbittertes und verwüstetes Gesicht an. Vergeblich suchte sie sich den Inhalt dieses Lebens und seiner Gedanken vorzustellen. Die mageren Hände des Weibes lagen auf der Bettdecke.

Mit diesen Händen...! Anneliese schauderte. Wie musste eine Frau leiden, um dazu zu kommen. „Eine Verlorene« hatte ihr Mann gesagt, vielleicht meinte er »eine Unglückliche“. Wie verlassen, wie elend im Schmutz des Leibes und der Seele! Eine heiße Träne des Erbarmens stieg in ihren Augen auf. In diesem Augenblick hob die Kranke die Lider. Vor ihrem forschenden Blick senkte Anneliese den Kopf; langsam löste sich die Träne und fiel in ihren Schoß.

„Warum weinet Sie?“ fragte Gret rau. Sie bekam keine Antwort.

„Um mi?“

Anneliese nickte. Eine lange Pause entstand zwischen den beiden Frauen; im Ofen knackte das Feuer und Warf rote Lichter auf den feuchten Fußboden. Draußen schlug der Wind die kahlen Äste des Birnbaumes aneinander, dass sie klapperten.

„Weinet Se net, gehet Se hoim, i bin's net wert, dass mer um mi heult,« sagte die Zuchthausgret mit halberstickter Stimme, „s isch jo Aelles ois, noch mir frogt doch koi Gott und koi Mensch, – uns isch jo au recht so.“

Der kleinen Frau brach schier das Herz. Sie hätte so gerne jetzt getröstet und der Armen ein Wort von Gottes Liebe gesagt, aber eine grenzenlose Schüchternheit schloss ihr den Mund. Was konnte sie vom Leben, was durfte sie diesem Weib von Gottes Erbarmen reden?

Zaghafte hob sie den Kopf und sah die Augen der Kranken hungrig, verzweifelt, auf sich gerichtet, wie die eines Ertrinkenden, der um Hilfe schreit. Diese brennenden Augen zogen sie vom Stuhle auf, sie beugte sich über die Kranke, fast wusste sie nicht was sie tat und drückte einen Kuss auf die zerfurchte Stirn.

Da brach ein Tränenstrom aus den Augen der Verlorenen, ein Strom, der nicht enden wollte, der Alles fortschwemmte, was Jahre der Sünde, der Verzweiflung, des Unglücks dort angehäuft hatten.

Ihr Körper wurde geschüttelt von dieser Gewalt. Anneliese legte sanft den Arm um die schmalen Schultern, der Kopf der Kranken sank an ihre Brust. Die Arme schluchzte, dass es fast die schwache Brust zersprengte; raue, wilde Töne rangen sich aus ihrer Kehle los, stammelnde Worte, die keines Menschen Ohr verstehen konnte, die auch für keines Menschen Ohr bestimmt waren.

Schritte auf dem Flur wurden laut, es klopfte. Keine der Frauen hörte Etwas. Endlich ward die Tür leise geöffnet. Da stand der Pfarrer und sah im düsteren Licht des Lämpchens sein junges Weib, das mit einem himmlischen Blick erbarmender Liebe die verlorene Dirne im Arm hielt.

Sanft schloss er das Zimmer und ging hinaus in die Nacht. Und der Mond stieg feierlich hinter dem dunkeln Tannenwald empor.

In der Knospe

Alljährlich, wenn die Pfingsttage heran kamen, sah man durch die holprige einzige Strasse des kleinen Landstädtchens einen mittelgroßen blonden bärtigen Mann von 35 Jahren wandern, mit einem großen weißen Strohhut und einem braunen, abgenützten Umhängetaschen. Er sah ein -wenig blass aus, wie ein erholungsbedürftiger Städter und hatte einen nervösen Zug in dem schön geschnittenen Gesicht.

Das war der Gymnasialprofessor Dr. Ernst Waldner, der seinen Freund Rabenau, den Arzt und Sonderling des Städtchens besuchte; es war die schönste Erholungszeit seines an Ärger und Plagen reichen Lebens. Man wunderte sich eigentlich, dass die Freundschaft der Männer nicht schon lange in die Brüche gegangen war, denn sie hatten beide schroff ausgeprägte Charaktere mit Ecken und Kanten, und besonders Dr. Waldner, der alles so schwer nahm, der in seinem Wahrheitsfanatismus nach oben, nach unten und nach neben anstieß, hatte schon manchen Freund im harten Strauss verloren. Auch sein Verhältnis zu dem alten Arzt schwebte immer auf Messers Schneide, und wenn nicht der Ältere dem Jungen eine heimliche Liebe und Bewunderung entgegen gebracht hätte, so wäre manche Gelegenheit zum Bruch weniger gefahrlos vorbei gegangen. Wie die Sache aber stand, kam es, dass der praktische Realist; Rabenau und der unerbittliche Idealist Waldner mit den Jahren immer bessere Freunde wurden.

Auch dieses Jahr erwartete das gastliche Doktorhaus wieder den langjährigen jüngeren Freund. Im Garten waren die Kinder beschäftigt einen Kranz zu binden zu Ehren des Erwarteten, denn ein Besuch war ein Fest für diese sechs Abgeschlossenen, die fast nie mit einem Fremden in Berührung kamen. Sie drängten sich alle um die älteste Schwester, ein liebliches sinniges Kind von vierzehn Jahren, die im Grase sass, ganz von Akazienblüten überschüttet und den Kranz wand. Die kleinen Struwelköpfe steckten sich alle zusammen, und die Sonne warf goldene Lichter über die lose hängenden Haare der Mädchen. Alle waren barfuss mit sonnverbrannten strammen Beinchen, das Entsetzen der schönbestrumpften Honoratioren. Dass die Doktorskinder aber der Schrulle ihres Vaters reizend geformte Füßchen und eine unverwüsthliche Gesundheit verdankten, schien niemand zu bemerken.

„Er ist wunderschön,“ gab endlich der zwölfjährige Fritz seiner Bewunderung Ausdruck.

„Noch lange nicht schön genug für unser Herr Waldnerchen,“ meinte Maria, die Kranzbinderin, das fertige Werk betrachtend. „Seid ihr auch alle sauber?“ fragte sie in mütterlich prüfendem Ton die Geschwister.

Zehn braune Hände streckten sich ihr entgegen

„Na, so mittel; Fritz deine Hosen sind grün vom Akazienbaum, Hans klopf ihn mal aus,“ wies sie den Neunjährigen an.

Sofort nahm das Brüderpaar diese Gelegenheit zu einer soliden Prügelei wahr und wälzte sich lachend und schreiend im langen Gras. Die kleinen Mädchen schmückten sich indessen mit den übrigen Akazienblüten und steckten auch dem kleinsten Brüderchen, das sich in seinen Mädchenkleidern sanft zu den Schwestern hielt ein Sträußchen an.

„Da find ich ja die ganze Bande beieinander,“ tönte plötzlich eine freundliche Männerstimme ihnen entgegen.

„Herr Waldner, Herr Waldnerchen!“ Die Buben Hessen das Raufen sein und alle rannten dem blondbärtigen Mann entgegen, der lächelnd das Heranstürmen der glücklichen Kinderschar erwartete. Die sechsjährige schwarzhaarige Käthe hing schon an seinem Hals, die ändern drängten sich an seine Seite, fassten seine Hände und stießen und pufften sich dabei. Maria aber hielt den Kranz in den Händen und ihre strahlenden blauen Augen begrüßten ihn nicht minder lebhaft als die Geschwister.

„Nun Mariechen, wieder ein Stück gewachsen?“ Er schaute überrascht auf das liebe Kind mit den weißen Blütentrauben im blonden Haar. Dann setzte er die Kleine nieder und

reichte der Schwester die Hand.

„Mama, Mama, Herr Waldner ist da,“ sangen die Buben zu den Fenstern des Hauses hinauf, während Mariechen dem Gast hausfraulich besorgt Schirm und Tasche abnahm und ihn zur rebenumwachsenen Laube führte. Sie fasste ihn zutraulich an der Hand.

„Mama hat gesagt, wir müssen sehr brav sein diesmal, du seist traurig, weil du jetzt ganz allein bist. Ich habe es gleich gemerkt, du hast eine Falte zwischen den Augen.“ Sie schaute ihm ernst ins Gesicht. „Es ist mir so leid, dass deine Frau gestorben ist,“ sagte sie nach einer kleinen Pause.

Er drückte ihr die schmale Kinderhand und sagte kurz: „Es ist gut so gewesen.“

Sie blickte ihn fragend an.

„Sie war nicht glücklich, so viel krank und auch sonst...“ Er schien vergessen zu haben, dass er zu einem Kinde sprach. „Wir waren beide unglücklich.“

Das zärtliche Herz Marias floss von Mitleid über Sie hätte es ihm gern gezeigt, wagte es aber nicht die Tränen standen ihr in den Augen.

„Da kommt Mama.“

Eine mittelgroße rundliche Frau mit angegrautem Haar und einem frischen angenehmen Gesicht kam mit lebhaften Bewegungen den Weg herunter.

„Ich freue mich, dass wir Sie wieder haben“, sagte sie, ihm mit großer Wärme beide Hände drückend. Lieber Freund...nun lassen Sie sich ein wenig von mir bemuttern und pflegen, gelt?“

„Von mir auch,« bat das Kind; »darf ich etwas zum essen holen und zum trinken? es ist heiß.“

Die Mutter nickte und Waldner schaute gedankenverloren dem schlanken Gestältchen nach, das in seinem leichten hellblauen Kattunkleidchen hüpfend und tanzend den Weg zum Haus hinunter sprang.

„Ein holdes Kind,“ sagte er leise.

„Ja sie ist gut,« erwiderte die Mutter,« seelisch zu zart, meint mein Mann manchmal.“

„Das ist kein Fehler.“

„Nein, aber eine Anweisung auf viel Leid.“

„Leid ist kein Unglück,“ meinte Waldner.

„Das behaupten Sie?“

„Ja,“ sagte er ernst.

Sie versanken in Schweigen. Die Sonne zitterte durch das glänzende Rebenlaub, Bienen summten und Wolken von Akazienblütenduft hingen in der Luft. Vor der Laube war ein großes Beet feingefiederter Farnkräuter, ein paar kleine graue Hasenohren guckten zwischen den grünen Wedeln heraus.

„Was für ein niedlicher Kerl,“ unterbrach

Waldner ablenkend das Schweigen und deutete auf das possierliche Häschen. Hans kam mit suchenden Blicken den Weg herauf.

„Habt ihr meinen Hasen gesehen?“

Der Gesuchte sprang aus seinem Versteck und jagte mit zurückgelegten Ohren hinter die Johannisbeerbüsche; Hans mit Hurrah ihm nach.

„Es ist idyllisch hier bei Ihnen,“ sagte Waldner aufatmend, „man vergisst ganz, dass es draußen noch eine Welt gibt.“

Die Haustüre ging. Mariechen brachte vorsichtig ein Brett mit Gläsern und Backwerk.

„Herr Waldner, das hab ich selber für dich gebacken, da musst du tüchtig essen – ist’s gut?“ fragte sie gespannt, als er noch kaum den ersten Bissen im Mund hatte.

„Sehr gut.“

Die Kleine strahlte. „Ich bin so froh, dass es dir schmeckt.“ Sie setzte sich ihm

gegenüber, stützte die bloßen kindlichen Arme auf den grünen Gartentisch und beobachtete ihn mit glücklichen Augen.

Die Mutter ging ins Haus, um ihre Geschäfte zu besorgen.

„Nun musst du alles sehen, was wir Neues haben,« sagte sie eifrig, »magst du?“

„Gewiss, – aber ich brauch doch auf keinen Baum zu klettern wie voriges Jahr?“

„Nein –, sagte sie zögernd, »wenn du nicht willst.“ Sie sprang ihm hüpfend voraus und sprach zu ihm zurück. „Wir haben junge Hasen, süße, sag ich dir, acht Stück, – und ein Rotkehlchennest weiß ich mit drei Jungen und auf meinem Beetchen. der Rosenstock, den ich selbst okuliert habe, der hat Knospen, die erste Rose, die dran aufblüht gehört dir. – O Herr Waldner, ich freue mich so schrecklich, dass du da bist.“

Sie hing sich an seinen Arm. »Gelt ich darf dir’s manchmal sagen, sonst drückt mir’s das Herz ab.“

„Das darfst du, mein Kind, ich bin nicht so von Liebe verwöhnt, dass ich’s zu oft höre.“ Er strich ihr liebkosend über die schönen schimmernden Haare. In den Zweigen der blühenden Bäume sangen die Finken und das sanfte Atmen des Windes wehte ganze Schneewolken weißer Blütenblättchen über den Weg.

„Du, Marie, es ist Besuch drin, geh nicht hinein,“ warnte Hans die Schwester, die mit der Geige aus der Musikstunde beim Kantor kam.

„Wer denn?“ fragte sie enttäuscht.

„Ach so ein großer, ein bisschen dicklicher Mann mit einem wunderschönen schwarzen Bart und einer goldenen Brille. Es ist ein Freund vom Herr Waldner.«

„Ich geh doch hinein.“

„Bist du dumm,“ mischte sich Fritz ein, „die sprechen langweiliges Zeug, ich hab mich schleunigst gedrückt. Essen tun sie noch nicht, es hat also gar keinen Zweck...“

„Komm mit uns,« bat Hans, der Schuster Gottlieb hat uns einen Igel versprochen, er hat ihn in seiner Scheuer gefangen, wir gehn grad ihn holen.

Allons, schaff deinen Wimmerkasten hinauf, wir warten.“

„Geht nur allein, vielleicht braucht mich Mama.“

„Du bist eklich, du! Mit dir ist gar nichts mehr anzufangen eben. Komm Hans, sie will nichts von uns wissen, sie muss zu ihrem lieben teuren Herr Waldner.« Fritz war beleidigt und eifersüchtig, er zog zornig den Bruder fort. Maria zögerte noch einen Augenblick, dann aber stieg sie entschlossen die Treppe hinauf.

Aus dem Wohnzimmer tönte ihr lautes Sprechen entgegen. Sie vernahm eine fremde, etwas erregte Stimme, dazwischen den begütigenden Ton ihres Vaters.

„Also ich muss Sie jetzt verlassen, ein Kranker wartet auf mich; zum Abendessen treffen wir uns dann wieder. Adieu.“ Die Türe wurde aufgerissen und Doktor Rabenau stieß mit seinem Töchterchen zusammen.

„Bist du wieder da, Kleine? Geh nur hinein, du kommst ganz gelegen, kannst deinem Freund beistehen.“

Des Kindes Herz klopfte ängstlich, beim Eintritt. Dichter Tabaksqualm erfüllte das Zimmer, mit Mühe konnte sie die beiden Männer erkennen. Sie nahmen keine Notiz von ihrer Anwesenheit; Maria setzte sich still an ihren Fensterplatz und nahm eine Arbeit zur Hand; aber ihre Finger bebten, sie konnte keinen Stich nähen.

„Und ich sage dir, dieser Weg führt dich in den Abgrund, er trennt dich von allem was uns heilig ist und hoch steht; hast du ihn einmal betreten, so gibt’s kein Einhalten mehr, du endest bei der prächtigen blonden Bestie dieses modernen Menschenverführers.“ Der stattliche Fremde sprach es mit starker tönender Stimme, beinah im Kanzelton.

Waldner erwiderte leise und sprach rasch mit unterdrücktem Feuer, seine Bewegungen waren nervös, er fuhr sich bald durchs Haar, bald drehte er die kleine Broschüre, die auf dem

Tisch lag, in seinen Händen.

»Du wirfst mir vor, dass ich allen sittlichen Halt verloren habe, du hältst mich für einen Umstürzler, der alle Gesetze missachte und nur den eigenen folgt. Ich sage dir,« seine Stimme erhob sich etwas, »wenn du meinst dieses Gesetz in meinem Innern sei lax, so versuche es auch nur einen einzigen Tag zu halten. Ich richte mich nach meinem Gesetz und nicht nach Eurem. Ich muss zuerst mit mir leben, habe ich Euer Gewissen?“

„Dein Hochmut wird unerträglich, ich habe ihn lange zu übersehen versucht.“

„Nenne es Hochmut! Ja, ich bin hochmütig. Ihr habt mich dazu gemacht, es war Notwehr. Euch allen, die Ihr mich in Eure Schranken zwingen wollt, schleudere ich mein „Ich bin ich“ entgegen. Ihr versteht mich nicht, habt mich niemals verstanden und wollt mich auch nicht verstehen.“ Eine tiefe Falte grub sich auf seine Stirne, er sah gequält aus.

Maria hörte mit entsetzten Augen dem Streit zu, den sie nur halb verstand. Nur das Eine wurde ihr klar: dieser Fremde tut meinem Freund weh. Sie stand auf und stellte sich wie beschützend hinter seinen Stuhl, ihre blauen Augen blickten finster auf den Andern.

Waldner fuhr fort: „Soll ich meine Freiheit und Wahrhaftigkeit verkaufen, um Eure Empfindlichkeit zu schonen? Ich bin so fest überzeugt, dass mein tiefstes Streben gut ist, dass ich frei vor Aller Augen tun kann, wozu mein Herz mich treibt. Wenn du ein wahrer Mensch wärest, so würdest du mich verstehen.“

Der Fremde fuhr auf. „Ja freilich wir sind die Lügner und Heuchler, weil wir uns einem festen äußeren Sittengesetz beugen, weil wir nicht in schrankenlosem hochmütigem Individualismus meinen, alles unter die Füße treten zu können, was seit Jahrtausenden heilig war.“

Waldner ward bleich vor Erregung. „Nun was trat ich unter die Füße, was hast du mir vorzuwerfen?“ Er fasste die Hand Marias, die die seine suchte.

„Tatst du's noch nicht, so danke Gott, aber du wirst es tun.“ Er stand auf. „Ich zerschneide das Tischtuch zwischen dir und mir, deine Gesinnung gegen mich hast du nun auch verraten. Lebewohl, mögest du bereuen, was du tust.“ Er nahm seinen Hut und verließ mit schweren Schritten das Zimmer.

Waldner machte eine Bewegung, als ob er ihn zurückhalten wollte, aber seine Hand sank nieder. Maria schluchzte leise, man hörte das Ticken der Uhr in der plötzlichen Stille.

„Haben wir dich erschreckt, Kleine?“ sagte Waldner sanft, „weine nicht,“

„Ich weiß doch, dass du gut bist,“ rief sie leidenschaftlich und wenn du das tust, von dem der Mann gesagt hat, dass es böse ist, dann glaube ich trotzdem, dass es gut ist, weil du es tust.“

„Du liebes Kind – ich danke dir.“ Er drückte ihr heftig die Hand und ging hinaus um allein zu sein.

Ernst Waldner hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen. Die Fenster mit den frischen weißen Vorhängen standen weit offen und Hessen die würzige Waldluft, die nach dem Regen vom nahen Tannenwald herüberwehte, einströmen. Der Himmel war mit einem dünnen lichtgrauen Wolkenschleier bedeckt und über den schwarzgrünen bewaldeten Hügeln zeigte ein gelbroter Streifen die sinkende Sonne an. Es lag eine weiche, wehmütige Stimmung in der Luft. An den Sträuchern und Bäumen im Garten hingen noch die Regentropfen und wenn der Abendwind mit einem schweren Aufseufzen durch die Zweige fuhr, fielen die letzten Tränen mit einem leisen Schluchzen von den Blättern. Der helle Himmelsstreifen aber war wie das Aufleuchten eines tränenmüden Auges vor dem Schlafengehen.

Waldner hatte sich in den Lehnstuhl am Fenster gesetzt und ließ die kühle Luft über sein heißes Gesicht hinstreichen. Es lag etwas Tröstliches in dieser Berührung, wie von weichen Mutterhänden, die sich auf ein schmerzendes Haupt legen. Er dachte zurück an die Leiden der letzten Jahre und an das, was manchmal wie eine Schuld sein Herz bedrücken wollte, –

das Verhältnis zu seiner verstorbenen Frau. Hatte er Schuld? hatte er keine? Wenn er anders, milder, geduldiger, liebender gewesen wäre ? Und dann dieser letzte Schlag, der Bruch mit dem Jugendfreund. Wenn es nur ein äußerliches Missverständnis gewesen wäre, – aber die Sache lag tiefer, der Freund glaubte nicht mehr an ihn; sie waren auseinander gewachsen. Er hatte es kommen sehen und war nicht im Stand gewesen es abzuwehren. Nun war der Bruch vollzogen, aber die Wunde schmerzte mehr, als er sagen konnte.

Ein leises Klopfen riss ihn aus seinen Gedanken. Es war Maria, die mit dem gefüllten Wasserkrug, auf sein freundliches Herein, eintrat. Geräuschlos machte sich das Kind in dem Zimmer zu schaffen, füllte die Waschkanne und die Flasche, steckte ein neues Licht auf den Leuchter und faltete den weißen Bettüberwurf zusammen. Verstohlen blickte sie dabei auf des Freundes bleiches Gesicht, auf dem solch ein mühsam gebändigter Kummer lag.

Sie war fertig mit ihrer Arbeit, aber sie zögerte zu gehn. In ihrer stillen zutraulichen Art kniete sie leise neben ihm nieder und legte ihr zartes Kindergesicht auf seine Hand. Ihre weichen blonden Locken flössen über sein Knie, sie sprach kein Wort.

Des Mannes Augen wandten sich nach dem Kind, das hingebend und mitleidend sich an ihn schmiegte. Er legte seine freie Hand wie segnend auf ihr Köpfchen, doch sie regte sich nicht. So blieben sie eine Weile. Von der fernen Dorfstrasse hörte man die Stimmen der spielenden Kinder und das Brüllen der heimkehrenden Kühe.

»Mariechen, an was denkst du?« fragte er liebevoll und beugte sich zu ihr nieder.

Sie blickte mit feucht schimmernden Augen zu ihm auf. »Ich betete«, sagte sie leise, »zu dir.«

»Zu mir?«

»Ja – nicht so mit Worten, aber mein Herz sprach zu dir und es war wie Gebet,« sagte sie träumend.

»Hast du mich so lieb, mein Kind?« fragte er mit zitternder Stimme.

Sie schwieg einen Augenblick, dann kam es mit leidenschaftlicher Innigkeit aus tiefstem Herzen: »Ich würde sterben für dich.«

Er zog sie empor und nahm sie auf den Schoß, wie so oft schon; ein Gefühl heißer Rührung trieb ihm die Tränen in die Augen. Diese Seele war sein, ganz sein. Das Kind hatte sich ganz in seinen Arm geschmiegt und lag nun mit geschlossenen Augen, wie in tiefstem unstörbarem Frieden an seiner Schulter.

»Sage, mein Kind,« begann er, »möchtest du immer bei mir bleiben?«

Sie öffnete die Augen und sah ihn mit ungläubiger Seligkeit an. »Warum sagst du das?« fragte sie einfach, »das weißt du doch.«

»Denkst du immer noch an deinen alten Kinderwunsch mein Töchterchen zu werden, weil kein Dienstmädchen es bei uns aushielt?« fragte er lächelnd.

Sie nickte stumm.

»Willst du, wenn du größer geworden bist, immer bei mir sein, als –, er zögerte etwas und senkte die Stimme, »als meine kleine liebe Frau?«

»Deine Frau?« jubelte die Kleine, »O Herr Waldner, wie gut von dir. Ja ich will deine Frau sein.« Das ganze unschuldige Entzücken des Kindes überflutete die geheimnisvollen Regungen der jungen knospenden Weibesseele. »Ah!« sagte sie und sah ihn glückstrahlend an, »ich werde nie von dir fortgehen, wir werden zusammen wohnen und essen und spazieren geh'n, nicht?«

Er strich ihr lächelnd die Locken von der Stirn und schaute sie mit seinen schönen, tiefen Augen an.

»Und ich werde dir deine Strümpfe stopfen das kann ich schon, sogar Strickstopf, und dir du Knöpfe annähen. Ich werde sehr viel lernen müssen bis dahin. Oh, und Herr Waldner, sag, werde ich auch ein kleines Kind bekommen?« Sie sah ihn erwartungsvoll an.

»Ja,« sagte er sanft und streichelte ihr die glühenden Wangen.

Sie schwiegen beide, der helle Streifen an Himmel war erloschen, es dämmerte.

Maria seufzte tief auf: „Ich fürchte ich werde es nie so lieben wie dich.“

Da zog er seine kleine Braut ans Herz und küsste sie. Sie hatte beide Arme um seinen Hals geschlungen und fühlte sein Herz klopfen an dem ihren. Da barg sie ihr Gesicht an seiner Schulter und weinte heiße unverständene Tränen.

Sie war kein Kind mehr.

Neues Leben

„Ach Theodor, ich weiß wirklich nicht, die Wahl tut mir weh, gib’ mir einen Rat.“ Dies kam in klagendem, schleppendem Ton von einer Frau, nicht jung, nicht alt, nicht hübsch, nicht hässlich, einer von den Frauen, die ungerühmt und unbeachtet durch die Welt gehen und in Bescheidenheit ihre Pflicht tun, oft schwere Pflicht, ohne dass man sie darum besonders anerkennt.

„Ach was,“ brummte etwas ärgerlich der Gatte, „geb’ ich dir einen Rat, so befolgst du ihn doch nicht.“

„Aber Mann, ich verlange doch einen Rat, keinen Befehl.“

„Na, ich gebe eben nicht gern nur Ratschläge im eigenen Haus; entweder lasst mich in Ruh’ mit eurem Haushaltungskram oder tut dann wenigstens was ich sage. – Nun, so schieb’ mir halt mal. Die Bescherung herüber,“ meinte er gutmütig, nahm die Pfeife aus dem Mund und machte sich daran, etwa zehn Briefe zu durchlesen, die ihm die Frau eilig herübergereicht hatte.

Er sah nicht mehr sehr jung aus, als er sich Stirn runzelnd über die Briefe beugte; Haar und Bart waren ungepflegt und lang, hinter den Brillengläsern funkelten scharf die hellen Augen.

Die Frau wandte sich wieder ihrer Arbeit zu und versuchte, die Hosen ihres Ältesten noch einmal gebrauchsfähig zu machen. Sie blinzelte, vom Licht etwas geblendet, zwischen der Arbeit ihrem Mann zu und versuchte in seinen Mienen den Eindruck der Briefe zu lesen.

„Ich denke, wir nehmen diese da“ – er hielt einen kurzen Brief mit steilen Schriftzügen hin – „das ist die Gebildetste.“

„Ach, Bildung braucht eine Stütze nicht soviel, wenn sie nur gut Hosen flicken kann,“ und sie blickte seufzend auf ihre Arbeit.

„Es ist die Buchhalterin aus der Buchhandlung für innere Mission; sie will wegen ihrer Gesundheit in kräftige Landluft. Ob das Hosenflicken ihre Force ist, bezweifle ich, aber hier hat sie ja Übung – und dann, weißt du, sie verlangt am wenigsten Gehalt und sagt nichts vom Familienanschluss; wenn sie also unangenehm ist, kann man sich zurückziehen.“

„Wie du meinst, Vater“. Sie hatte die Angewohnheit, ihn oft Vater zu nennen, besonders dann, wenn sie ihm recht freundlich ergeben war.

„Wie heißt sie denn?“

„Lucie Zimmermann.“

„Gelt, du schreibst ihr gleich heut Abend, ich habe keine Zeit, denn ich habe noch...“

„Weiß schon, weiß schon, arm’s Mutterle, hast nie Zeit,“ und er strich ihr leicht über den Scheitel, der schon etwas lichter zu werden begann. Sie errötete über die Liebkosung und rührte sich nicht; aber als er aus der Tür schritt, um seinen Brief zu schreiben, warf sie ihm einen dankbaren Blick nach, und etwas wie ein Lächeln blieb auf den stillen Zügen liegen, während sie eifrig Stich um Stich in dem groben Hosenstoff machte.

Nun war Fräulein Lucie angekommen. Der fünfzehnjährige Hermann hatte sie an der Station abgeholt; ein Martergang für den schüchternen Jüngling, der vergebliche Anläufe gemacht hatte, seine Gefährtin zu unterhalten, indem er ihr bei jedem Haus mitteilte, wer darin wohnte.

Sie traf die Familie um den Kaffeetisch versammelt; die Pfarrfrau saß zwischen der zweijährigen Frieda und dem fünfjährigen Robert an dem mit Wachstuch belegten Tisch, während der Pfarrer mit langen, eiligen Schritten, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer umher rannte und, von Zeit zu Zeit am Tisch stehen bleibend, einen Schluck des dünnen Gerstenkaffees schlürfte. Die übrigen Kinder, die elfjährige Anna und der siebenjährige Hans, saßen um den Tisch herum, eifrig in die angenehme Arbeit, Butterbrote zu vertilgen,

vertieft.

Aller Augen richteten sich nach der Tür, als Lucie eintrat; von dem Ehepaar freundlich begrüßt, versank sie alsbald in den Schoss der Familie am Kaffeetisch. Während man sich um sie bemühte, musterte man die neue Hausgenossin.

Sie war klein und zierlich, blondhaarig, mit einem schlichten Knoten im Nacken, und ziemlich blass. Die Augen waren nicht zu sehen, sie hielt sie fast immer gesenkt; auch wenn sie sprach, waren sie halb von den Lidern verdeckt. Um den Mund lag ein herber, verschlossener Zug; ohne diesen hätte das Gesicht etwas sehr Sanftes, Schüchternes und Kindliches gehabt. Ihre Sprechweise war ruhig, abgemessen, aber durchaus nicht zaghaft.

Pfarrer Döring begann in seiner lebhaften Weise sofort ein Gespräch mit ihr und fragte sie, wie es ihr in der Hauptstadt gefallen habe.

„Es war schön, ich fand viel christliche Gemeinschaft, habe auch manchmal vertretungsweise den Jungfrauenverein geleitet, und meine Stellung war sehr angenehm; der Arzt aber verlangte Landluft für mich, und liebe Gefährten findet man ja überall in der Christenheit.“

„Gewiss, gewiss,“ versetzte Döring etwas hastig, „hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns, und Sie fühlen sich -wohl.“

„So Gott will,“ erwiderte das Fräulein mit sanftem Ton, ohne aufzublicken.

Eine ganz leise Unbehaglichkeit bemächtigte sich des Hausherrn; frommes Geschwätz war ihm in den Tod zuwider, und der Gedanke an den nicht begehrten Familienanschluss war ihm sehr angenehm.

Die Kinder haften das neue Fräulein während der ganzen Zeit angestarrt, was sie aber nicht zu bemerken schien, denn nicht die leiseste Röte stahl sich auf das undurchdringliche Gesicht mit den Madonnenzügen. Die Pfarrfrau war zu sehr mit den Kleinen beschäftigt, um zu beobachten; auch kam's ihr nicht so auf der neuen Stütze Wesen, als auf ihre Tüchtigkeit an, und die sanfte Art gefiel ihr, wenn sie sich das Mädchen im Verkehr mit ihren Kindern dachte.

Die Jugend war gesättigt, wenigstens war die letzte Interpellation an die Mutter um Butterbrot mit einem kategorischen „Ihr seid jetzt satt!“ abgewiesen worden. Der elfjährigen Anna hafte man die Obhut über die zwei Kleinen anvertraut, und die ändern begaben sich in Vaters Zimmer zum Unterricht, den er selbst erteilte, – ein guter, aber gar ungeduldiger Lehrmeister, stets seine Ungeduld bekämpfend, doch stets vergeblich, wie es seinen Kindern vorgekommen wäre, hätten sie darum gewusst.

Ein kleiner Bursche mit struppigem Kopf brachte des Fräuleins Koffer auf einem Handkarren, und Lucie konnte sich ans Auspacken machen. Es war freundliches Giebelstübchen, das man ihr eingeräumt hatte, mit weitem Blick über die sanft geschwungen bewaldeten Ausläufer des Schwarzwalds und in der Nähe auf den etwas verwilderten urgemütlichen Pfarrgarten, hinter dessen Gebüsch und blühenden Akazienbäumen der Giebel des Schulhauses und die Kirchturmspitze hervorschauten.

Luzie wurde allein gelassen und begann die Koffer aufzuschließen und ihre Sachen in dem wackeligen Tannenschrank unterzubringen, den die Hausfrau nicht ohne Seufzen für den Gast ausgeräumt hatte. Auf dem Grund des Koffers lagen Bücher, und der Pfarrer würde sich gewundert haben, wenn er jetzt des Fräuleins Gesicht hatte beobachten können. Die Augen waren nicht mehr verschleiert, sondern blickten kalt und klar in die Welt: sie waren groß und schön, doch schien es als sei etwas darin gestorben. Sie nahm ein Buch nach dem anderen zur Hand, während ein spöttisches Lächeln um die Mundwinkel spielte; da sie aber im Zimmer nichts Verschließbares gewährte, verbarg sie die Bücher wieder in der Tiefe des Koffers und legte nur eine Bibel auf das Tischchen am Bett; und wieder erschien das rätselhafte Lächeln auf dem Gesicht. Dann steckte sie die Kofferschlüssel in die Tasche und begab sich hinunter, um sich von der Hausfrau in ihre neuen Pflichten einweisen zu lassen.

Frau Döring war mit ihrem Fräulein, das sich in Haushaltsangelegenheiten zwar unwissend, aber anständig und zuverlässig zeigte, zufrieden. Der Hausherr weniger. Er war eine offene, fröhliche Natur und hatte in seiner ländlichen Einsamkeit eine Leidenschaft für Menschen, einen Hunger nach Menschen. Die neue Hausgenossin hatte sich ihm noch nicht als Mensch enthüllt; sie war eine korrekte Stütze, wie gemacht für ein Pfarrhaus, anspruchslos, mit frommen Redensarten auf den Lippen, die aber zu banal waren, um dem Menschenkenner nicht zu zeigen, dass alles individuelle Empfundene ihnen fehlt. Der Mensch selbst blieb ihm verborgen, wenn er nicht das, was er vor Augen sah, als den ganzen Menschen ansehen wollte, und dagegen sträubte sich in ihm ein sicheres Gefühl.

So lebten sie nebeneinander her, und die Wochen vergingen. Die Kleinen waren lieber bei Schwester Anna, denn „das Fräulein tut nicht recht mit,“ erklärten sie der Mutter, und „sie lacht nie mit uns,“ worauf die Gute fest überzeugt war, dass eine Herzensgeschichte Luzie quäle. Sie hätte sie gern ihr Mitgefühl spüren lassen, wenn Luzie sie irgendwie dazu ermutigt, oder sie selbst in dem Getriebe des täglichen Lebens Zeit gefunden hätte. Abends entzog sich das Fräulein meist dem häuslichen Familienkreis und ließ den Pfarrer allein mit seiner strickenden Frau bei Bierkrug und Pfeifchen, um zu lesen oder Briefe zu schreiben, wie sie sagte. Luziens verschlossene Art schien übrigens die Familie bald nicht mehr im Geringsten zu stören; lustig flutete das häusliche Leben um sie her, und niemand tat sich Zwang an. Sie selber belächelte mit scharfem Blick ihre Umgebung, während sie anscheinend teilnahmslos nur mit ihrer Arbeit beschäftigt schien, und ihr Tagebuch hätte ihre satirische Anlage bald verraten.

Eines Tages konnte sich doch die Pfarrfrau nicht enthalten, ihrem Mann von ihren Gedanken über Luzie mitzuteilen. Dieser aber zuckte die Achseln, fasste sie an den Schultern und lachte ihr ins Gesicht.

„Natürlich, Liebesgeschichten wittert ihr Weiber sofort, selbst du Wohlgeplagte, Vielgeschäftige verschwendest die Gedanken damit. – Übrigens, es ist etwas dran; Luzie hat etwas, was mir nicht recht gefällt. Ich glaube, sie ist nicht ehrlich; hast du nicht bemerkt? – nie guckt sie einem offen ins Gesicht und nie sagt sie über etwas frei ihre Meinung. Ich weiß heut noch so wenig wie am ersten Tag, was ich aus ihr machen soll.“

„Sie hat auch gar keine Liebhabereien; sie liebt die Musik nicht, malt nicht, hat weder an Blumen noch an Kindern Freude, und als ich ihr neulich das Buch von der... na, wie heißt sie –“

„Tut nichts zur Sache, wird irgend ein frommes Buch gewesen sein.“

„Wie heißt sie nur, ...na, es ist einerlei, ja – da dankte sie mit so einem eigenen Gesicht – ich bin ja kurzsichtig, aber ich möchte wetten, sie hat gelacht – und sagte, sie lese nicht gern.“

„Na, vielleicht war's nicht ihr Geschmack; meiner wär's wahrscheinlich auch nicht.“

„Aber sie will doch immer so fromm sein mit ihrem „so Gott will“; sie isst sogar „so Gott will“, nächsten Sonntag Kalbsbraten.“

Döring lachte fröhlich auf und wandte sich seiner Pflanzung zu, die, in unzähligen Zigarrenkisten untergebracht, die Fenster versperrte. Die Glasbedeckung zu diesen Zimmergewächshäuschen wurde von den Söhnen des Pfarrers geliefert, denen beim lustigen Spiel manche Fensterscheibe zum Opfer fiel; aus den Scherben las der Vater sich dann die schönsten Stücke heraus.

„Sieh nur, wie hübsch die Dahlien kommen,“ forderte er seine Frau zur Bewunderung auf. Aber die Bewunderung ließ auf sich warten.

„Kein Staubtuch kann man aber ausschütteln bei dir,“ war die Antwort; die nie müßige Hausfrau hatte sich nämlich während dieser Unterredung des Staublappens bemächtigt, um ihr Plaudern vor sich selbst zu rechtfertigen.

„Ja, sie kommen hübsch“, antwortete sie jetzt ihrem Mann, „es sind doch die kleinen da? . Vergiss mir nur nicht die Gurken vor lauter Blumen.“

„Sie her, Undankbare,“ und er zeigte ihr die lustig grünenden Gurkenpflänzchen.

Ein Jammergeschrei der Kleinsten ertönte im Flur; eilig schoss die Mutter hinaus und liess den Gatten allein, der mit stolzen Blicken seine Pfleglinge musterte, hier ein Schneckchen zerdrückte und dort ein Pflänzchen aufrichtete, dabei von Zeit zu Zeit einen Zug aus der Pfeife tat, so dass die blauen Wolken sich dicht und dichter um sein Haupt ballten und in langen Streifen durch das Zimmer schwebten.

Eines Mittags nach Empfang der Post kam der Pfarrer aufgeregt in das Familienzimmer gestürzt; die Schlafrockzipfel flogen hinter ihm drein, in der Hand hielt er ein Zeitungsblatt.

„Das ist doch empörend, sieh nur, Julie, nun kommt auch in unserm Amtsblatt ein Erlass, wir Pfarrer sollen uns aller Politik enthalten und unsre Nase nicht in die soziale Frage hineinstecken. Das ist doch schändlich, eine solche Freiheitsbeschränkung!“

„Abscheulich,“ stimmte Julie zu, in etwas mattem Ton und prüft den Riss, den sie im Begriff zu stopfen war.

Da streifte Dörings Blick Luzie, die am andern Fenster saß und ihn aufmerksam angesehen hatte. Sofort sanken die Lider über die Augen, die lebhaften Züge bekamen ihre gleichgültige Ruhe wieder, und sie ließ rascher die Nadel durch den Stoff gleiten.

Döring rannte im Zimmer umher, die Zeitung war zerknittert, und die Quaste seines Schlafrocks schleifte am Boden. Er merkte es nicht, – eifrig redete er, mehr um sich Luft zu machen, als um Verständnis zu finden; mit dem misshandelten Amtsblatt fuchtelte er in der Luft herum, und mit gepfefferten Ausdrücken bedachte er seine Vorgesetzten.

„Nein, Theodor, wie du dich aufregst, du bist ja gar kein Politiker gewesen. Soll ich dir heute Abend Spiegeleier machen oder willst du Blutwurst, es ist noch ein Restchen da.“

Verständnislos startete er einen Augenblick seine Frau an und sagte dann zerstreut: „Ja, was du willst, Blutwurst – mir ist’s eins.“

Dann wurde er stille, putzte seine Brille, nahm sein Amtsblatt und zog sich zurück. Fünf Minuten später sah ihn Luzie im Garten hemdärmelig die Hacke schwingen, dass die Schollen flogen. Ihr war, als erriete sie seine Gedanken, während er so auf die Erde losschlug. Ihr Auge hing sinnend an dem sonnenübergossenen Garten, in dem die weißen Lilien aufgeblüht waren; aber sie wandte sich ab von den Blumen; ein schmerzhaftes Gefühl regte sich für einen Augenblick. „Blumen sind Lügen,“ dachte sie und erhob sich, um ihrer Arbeit nachzugehen.

Es war Sonntag. Luzie war wie alle Pfarrhausbewohner eine fleißige Kirchgängerin; das gehörte zum Anstand. In jeder Predigt sah man ihr schmales Gesicht, das sich auch in der Landluft nicht färben wollte, im Pfarrstuhl, mit gesenkten Augen, ein Bild der Andacht, neben der Pfarrfrau, die stets die Verantwortung für mehrere Kinder trug, von denen sich die jüngeren nicht immer in die Stille des Gotteshauses fügen wollten. So saß sie Sonntag für Sonntag in dem weiß getünchten Kirchlein mit den verschossenen, grünen Altardecken, den Mooskränzen, die von der Konfirmation her noch die Empore zierten, und lauschte den zitternden Akkorden der altersschwachen Orgel oder des Pfarrers Vortrag, der ungeschminkt und kunstlos sich doch manchmal mächtig Bahn brach und den Redner mit sich fortriss.

„Der Strom tritt über die Ufer,“ dachte Luzie auch an diesem Sonntag und schaute voll Interesse nach der Kanzel, wie man sich den Löwen in seiner Wildheit hinter sicheren Stäben ansieht.

Sein Bäffchen sitzt schon wieder auf der Seite, dachte Julie, als sie Luziens Blick zur Kanzel gewährte; ich muss doch Knopflöcher zum Anknöpfen machen.

Die übrigen Zuhörer schienen sich weder über das schief sitzende Bäffchen, noch über die feurige Rede ihres Seelsorgers aufzuregen; sie saßen steif in ihren Stühlen, und nur die

ältesten Weiblein wackelten mit dem Kopf; aber es war Schwäche und keine Gemütsbewegung. In den vordersten Reihen waren die pomadisierten Köpfe der Schuljugend lebhafter als nötig, aber das hing auch nicht mit dem Pfarrer zusammen, sondern mit einer Fledermaus, die ein Junge in der dunkeln Nische entdeckt hatte und die sich vergebens vor dem Licht flüchtete.

Das Amen ertönte ziemlich unvermittelt, und bald darauf stimmte die Orgel ihre schlichte Weise an Glick, glack, ertönte das Kupfergeld in den vor der Kirche aufgestellten Opferbecken, und in kleinen Trupps begaben sich die Andächtigen nach Haus; die Hausfrauen mit großen Schritten voraus zu dem aufsichtslosen Mittagsmahl, die Männer gemächlich hinterdrein.

Die Sonne glühte auf den reifenden Weizenfeldern, es war schwül, als ob ein Gewitter kommen wollte. Mittagessen und Kinderlehre, in der alles geschlafen hatte, nur er nicht, wie der Pfarrer sagte, waren kaum vorüber, als es richtig in der Ferne zu donnern begann. Luzie fühlte sich recht unbehaglich, Gewitter gingen ihr auf die Nerven.

„Denk nur, Papa, Fräulein Luzie fürchtet sich, wenn's donnert,“ triumphierte der neunjährige Hans, „das vorige mal hab ich's gemerkt, sie hat gezittert.“

„Ist's wahr, Fräulein?“ Also doch eine menschliche Regung, Furcht, dachte mit Genugtuung der Pfarrer.

Luzie zuckte die Achsel. „Ich bin nervös,“ sagte sie ruhig, aber sie konnte ein leises Beben ihrer Glieder nicht unterdrücken.

„Kommen Sie herüber ins Studierzimmer,“ meinte Döring gutmütig, „dort sehen Sie den Blitz nicht vor den hohen Bäumen.“

Die beiden Frauen erhoben sich.

„Nein, Mama, du musst bei uns bleiben,“ rief der Kinderchor, „sonst gehn wir alle mit,“ fügte Hans drohend hinzu und zog die Mutter wieder auf ihren Stuhl zurück.

Die Beiden gingen hinüber. Luzie setzte sich in eine Sofaecke und verbarg das Gesicht in die Hände; Döring stand lange am offenen Fenster und freute sich des Sturmes, der die Baumkronen nieder bog und in seinen Haaren wühlte, während große warme Regentropfen ihm ins Gesicht schlugen. Er hatte solchen Aufruhr gern und dachte dabei an Luzie; wie sonderbar sie heute war; war's vielleicht nicht eine gute Stunde, um mit helfendem Griff dies verschlossene Menschenkind aus sich heraus zu bringen, das mit sich offenbar nicht recht fertig wurde, aber niemand sich nahe kommen ließ?

Er trat vom Fenster zurück und pflanzte sich beim Sofatisch auf.

„Fräulein Lucie,“ sagte er freundlich, indes ihn doch ein leises Bangen beschlich, „halten Sie's für christlich, sich so der Furcht hinzugeben? Wenn Gott ist, und daran zweifeln Sie ja nicht, so ist doch nichts ohne ihn . . .“

Sie ließ die Hände vom Gesicht sinken und schaute ihn an: ihr Gesicht war voller Hohn.

„Ich wünschte, Sie würden lieber nicht mit mir reden; ich weiß nicht, ob ich eben jetzt genug Selbstbeherrschung über meine Nerven habe.“

„So lassen Sie zum Kuckuck einmal die ewige Selbstbeherrscherei fahren und zeigen Sie, dass Sie ein Mensch sind, man hält Sie ja für eine Larve.“

„Wer sagt denn, dass ich etwas anderes als eine Larve bin?“

„Ich,“ entgegnete er bestimmt, „aber Sie sind im besten Zug, alles Leben zu versteinern und eine zu werden; Sie können wieder weinen noch lachen, für nichts haben Sie Interesse, an nichts Freude; ich frage mich wirklich manchmal, ob Sie eigentlich schon gestorben sind.“

„Ach,“ erwiderte sie spöttisch, „Sie halten mich für viel interessanter, als ich bin; glauben Sie mir doch, das ist meine Natur so, wie ich mich gebe; das mit der Larve war nur ein dummer Witz von mir.“

„Sind Sie von jeher so gewesen?“

„Ja – nein – das heißt, ich weiß nicht.“

„Wissen Sie, dass Sie nicht ehrlich sind?“

„O, wer ist denn ehrlich, Sie etwa immer?“

Er stutzte etwas. „Kommen Sie mir nicht mit Seitensprüngen. Warum haben Sie mir neulich abgeleugnet, dass Sie Nietzsche kennen, und meine Frau fand gestern den Antichrist aufgeschlagen auf Ihrem Tisch?“

Sie errötete etwas, antwortete aber trotzig: „Ich glaube, ich bin hier als Stütze engagiert worden nicht als Objekt für beichtväterliche Versuche.“

Der Sturmwind fuhr durchs offene Fenster, dass die Papiere auf dem Tisch aufflogen. Es blitzte stärker. Luzie konnte kaum ihr Zittern verbergen.

„Warum ängstigen Sie sich so beim Gewitter?“

„Ich sagte Ihnen ja schon, es sind die Nerven,“ erwiderte Luzie ungeduldig.

„Ist das die volle Wahrheit?“

Luzie schwieg.

„Antworten Sie mir!“

„Nein, aber ich kann sie Ihnen nicht sagen.“

„Haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir, Luzie; meinen Sie denn, ich wollte etwas anderes, als Ihr Bestes? Ich fühle, dass etwas nicht richtig ist mit Ihnen, lassen Sie mich Ihnen doch helfen, und verschanzen Sie sich nicht hinter Komödie und Lüge, denn auch Ihr Frommsein ist Lüge. Dachten Sie mich so leicht zu täuschen, wie Ihre Gefährten in der Mission? Sie lieben Gott nicht und Sie glauben auch nicht an ihn!“

„Ich Gott lieben?!“ schrie sie auf, „wenn es wirklich einen Gott gibt, so hasse ich ihn!“

„Luzie!“

„Ja, ich hasse ihn! Warum hat er mich ins Leben gerufen ohne meinen Willen, warum hält er mich drin fest gegen meinen Willen? Ich hab’ ihn auch einst geliebt, ja“ – sie lachte höhnisch auf, „damit bin ich fertig.“

Erregt sprang sie auf. Ihre Augen brannten.

„Warum gehn Sie mir denn nach? Lassen Sie mich doch allein hinter meinen Mauern! Wollen Sie mir den einzigen Trost rauben, dass niemand weiß, dass ich leide? Soll ich mein Elend begaffen lassen? Ach, warum haben Sie mir das getan!“

Ich muss einsam sein, lassen Sie mich, versuchen Sie nicht, in mich einzudringen.“

Döring war erschrocken; welch ein Abgrund!

„Begreifen Sie mich nicht? Was stehen Sie da und reden nicht? Sind wohl erschrocken, was Sie angerichtet haben?“

Der Pfarrer fasste die Erregte ernsthaft bei der Hand und führte sie zum Sofa zurück. Widerstandslos ließ sie’s geschehen. Es donnerte heftiger; Regengüsse wurden in das Zimmer geschleudert, das Fenster schlug im Wind. Döring schloss es und setzte sich dann neben Luzie.

„Armes, krankes Kind,“ sagte er leise. Da begannen ihre Tränen zu fließen; Tropfen auf Tropfen drängten sich unter den Wimpern hervor, ein fassungsloses Schluchzen erschütterte die Gestalt. Er ließ sie ruhig weinen und störte sie nicht. Es tat ihr wohl. Nach einer Pause begann er wieder:

„Meinen Sie nicht, Luzie, wenn der Mensch krank ist, innerlich, dass es besser ist, die Krankheit kommt heraus, damit sie geheilt wird? Öffnen Sie wenigstens einem Menschen Ihr Herz, diese Verschlussheit ist ja Verzweiflung zum Tod.“

„Ich kann nicht, lassen Sie mich leben wie bisher.“ Sie sah gequält aus. „Schauen Sie mich nicht so an, Sie machen ein fürchterliches Experiment mit mir.“

„Das tue ich wahrlich nicht im Leichtsinne.“ antwortete Döring ernst.

Ihr Weinen wurde leiser: mit beschwörenden Blick bat sie ihn: „Versprechen Sie mir, dass Sie mich an diese Stunde nicht erinnern wollen, sagen Sie auch Ihrer Frau nichts. Ich muss sehen, wie ich weiter lebe mit diesem Riss.“

„Ich will Ihnen versprechen, dass alles unter uns bleibt, das ist schon meine Pflicht, aber das kann ich Ihnen nicht versprechen, dass ich nie mehr versuchen soll, Ihnen zu helfen, wenn Sie mir hilfsbedürftig scheinen.“

„Ich will aber doch gar nicht geholfen haben,“ fuhr sie heftig auf, „respektieren Sie meine Einsamkeit und suchen Sie mich nicht in meinem Reich auf.“

„Sie sind sehr krank: eine verzweifelte Krankheit. Einsamkeit ohne Gott erträgt kein Staubgeborner.“

„Ich habe sie bis jetzt getragen,“ erwiderte Luzie finster.

„Ohne zu leiden?“

Sie antwortete nicht und stand auf.

„Lassen Sie mich in mein Zimmer, ich habe Kopfweg; entschuldigen Sie mich bei Ihrer Frau.“ Luzie ging.

Am nächsten Tag kam Lude nicht herunter; die Hausfrau fand sie fiebernd im Bett, als sie nach ihr sah.

„Armes Fräulein, was fehlt Ihnen denn, ist es noch vor. diesem dummen Gewitter gestern?“

„Ja, ich konnte Gewitter nie vertragen, schon als Kind schrie ich bei jedem Donnerschlag.“ Sie log, ohne zu erröten.

„Nun, hoffentlich bekommen wir sobald kein Gewitter wieder, sagte die Pfarrfrau tröstend und dachte dabei seufzend an die große Wäsche, die heute eingeweicht war und der Vollendung harpte, aber sie sagte:

„Wir werden gut allein fertig, bleiben Sie nur liegen, ich bringe Ihnen nachher homöopathische Tropfen herauf, sowie mein Mann aus der Betstunde kommt, er hat sie eingeschlossen. – Schlafen Sie noch ein bisschen, gelt? Mögen Sie Kaffee oder soll ich Ihnen Kakao machen?“

„Danke, ich möchte einstweilen gar nichts, Sie sind sehr freundlich.“ Sie legte einen Augenblick die fieberheissen Finger in die kühle Hand Juliens.

Nun war sie allein. Es war still da oben; der Lärm der Haushaltung drang nur aus der Feme zu ihr herauf; in tiefen Atemzügen sog ihr Herz die beruhigende lindernde Stille ein. Auf dem großen Birnbaum vorm Haus hüpfen lustig pfeifend die Staren herum und trugen Würmchen in das niedliche Häuschen, das Hermann ihnen zur Wohnung hergerichtet hatte. Die Sonnenstrahlen schimmerten auf dem glänzenden Laub und den kleinen, grünen Birnchen. Ein Bienchen kam zu ihr hereingesummt und suchte ängstlich brummend wieder einen Ausweg. Aus der Schule hörte man durch die offenen Fenster die Kinder hersagen – Bibelsprüche im Chor gesprochen mit einer sonderbar falschen Betonung. Es war alles so einschläfernd und friedlich, und ihr war plötzlich, als sei sie ein Kind im Vaterhaus: sie war krank und brauchte nicht in die Schule zu gehn, die Mutter umsorgte sie mit zarter Liebe, der Vater kam ab und zu herein und scherzte mit ihr. Man gab ihr Himbeerwasser zu trinken, und es ward ihr so matt und doch wohl zu Mut, weil niemand verlangte, dass sie ihre Mattigkeit überwinde. Bald zwölf Jahre trennten sie von dieser Zeit; die sanfte kränkliche Mutter mit den müden Augen war ihr inzwischen gestorben, und bald war ihr der fromme Vater gefolgt. Sie sah ihn noch vor sich, wie er zur Morgenandacht am Kaffeetisch mit leuchtenden Augen seinen Psalm gelesen hatte; ein kleiner, magerer Mann mit eisgrauen Locken und kühner Adlernase und einem weichen, weiblichen Mund. Ja, sie hatte allerlei überwinden müssen in diesen zwölf Jahren und Schlimmeres als den Tod der Eltern.

Kinderschritte ertönten auf der Treppe, machten Halt vor ihrer Tür, und nach kurzem Zögern klopfte es. Auf Luziens „Herein“ erschien Anna; die Ärmel aufgestreift, die Hände rot und runzlich vom Waschen, die Schürze nass, der blonde Zopf in großer Verwirrung.

„Vater schickt mich mit dem Akonit: alle zwei Stunden sollen Sie drei Tropfen in Wasser

nehmen, hat er gesagt; und hier sei auch ein Sträußle, und Sie sollten bald wieder gesund werden.”

Sie legte ihre Rosen auf die Bettdecke und stellte die Arznei neben das Bett.

„Danke, Kind –ja, hilfst du denn mit waschen?“

„Mutter hat’s erlaubt,“ sagte sie stolz, „sie tut auch mit; wir kochen heute nicht, aber’s gibt Sauermilch zu Mittag. Ich darf Taschentücher waschen, ‘s Dorle und die Mutter machen das Andere. Wir helfen all, der Robert tut Holz holen, und Feuer schüren, die ändern pumpen und tragen Wasser, und Vater spannt grad’ das Seil.“ Sie deutete zum Fenster hinaus, wo der Vater das Waschseil gerade um die Obstbäume band. „Aber jetzt muss ich fort. Taut der Kopf arg weh?“

Ohne Antwort abzuwarten, eilte das schwächliche Geschöpfchen aus der Tür, und in großen Sprüngen die steile Treppe hinunter.

Luzie blieb ihren Gedanken überlassen. Still schaute sie die Rosen an, ohne sie anzurühren; denn sie liebte Blumen nicht. Blumen hatten geholfen, sie zu belügen und um Frieden und Glück ihres ganzen Lebens zu bringen. Sie sah hart aus, als sie jetzt an den Mann, der ihr ganzes Dasein vergiftet hatte, dachte; der ihr Treue geschworen hatte und sie brach, dem sie alles gegeben und der ihr alles genommen, um ihr nichts als Leid zurückzulassen. Bei einem Gewitter war’s, da bekam sie seinen Abschiedsbrief; so grausam traf sie dieser Schlag, dass sie sich lange nicht erholen konnte danach; schreckliche Nervenkrämpfe suchten sie heim, Jahre lang, besonders zu Gewitterzeiten. Langsam genas ihr Körper; ihre Seele nicht. Dabei die Menschen, vor denen sie ihr Leid verbarg, die ahnungslosen Eltern vor denen sie heiter zu erscheinen sich bemühte; der Vater, vor dessen Augen sie den Zusammenbruch ihres Glaubens und aller Hoffnung verheimlichen musste, Gebetslieder auf den Lippen und dem im Herzen fluchend, dem sie galten! Ist er überhaupt, dass ihn mein Fluch treffen kann? Sie war am Rande des Wahnsinns gewesen.

Matt lehnte sie sich in die Kissen zurück; wie die Erinnerung an alles dies sie aufregte! Die Rosen dufteten stark, sie konnte es fast nicht ertragen; er meint es ja so gut, dachte sie; fast glaube ich, er ist auch gut.

Wenn ich nur wieder an etwas glauben könnte, und wenn es auch nur ein Mensch wäre! Aber das Wünschen ist umsonst; ich glaube, ich habe irgendwo meine Seele verloren Ist sie gestorben, oder verdorben, oder schläft sie nur?

Ach, es ist alles Torheit; sich selbst genug sein, keinen Menschen in sich schauen lassen, alle betrügen, belügen und über die dummen Betrogenen sich lustig machen, vom Leben mitnehmen, was man kann, niemand lieben, andre durchschauen, die Puppen tanzen lassen, wie man pfeift. – Sie dachte an ihre Tätigkeit als Buchhalterin, an die von Salbung tiefenden Worte, die gefalteten Hände, die ganze Komödie, die sie gespielt hatte. Ein höhnisches Lächeln erschien auf ihrem Gesicht und nahm ihm alles Liebliche. Plötzlich aber brach sie in Tränen aus, ihr ekelte vor allem. „Ich gehe fort von hier,“ sagte sie sich; „die Umgebung bekommt mir nicht, ich werde kindisch und fürchte mich gar vor den scharfen Augen hinter den Brillengläsern. Sie wollen stets so zudringlich tief schauen.“ Mit einem leisen Ruck der Decke warf sie die Rosen auf den Boden und legte sich müde zur Seite, um zu schlafen.

Ein paar Tage waren vergangen. Luzie huschte wieder im Haus herum in ihrer geräuschlosen Art, war tapfer auf dem Posten bei der großen Bügelei und entzückte die Hausfrau durch ihre Geschicklichkeit im Kragenbügeln.

Döring hatte bis jetzt noch mit keinem Wort die Sonntags Unterredung erwähnt, er war unbefangen Luzie gegenüber, vielleicht etwas herzlicher als sonst. Einstweilen suchte er ihr auf neutralem Gebiet zu begegnen, indem er sie in allerlei Fragen des sozialen und geistigen Lebens hineinzog.

Luzie war zuerst ungern darauf eingegangen, denn sie hatte mit Besorgnis bemerkt, dass

es ihr unmöglich wurde, Döring gegenüber an ihrer bisherigen Methode festzuhalten, bei der sie verleugnete, was ihr gefiel, und lobte, was ihr gering und unwert erschien, in dem krankhaften Wunsch, sich vor den Menschen zu verbergen und unbedingt einsam zu bleiben, unbedingt sicher vor der Menschen Liebe und Mitleid, unverwundbar durch der Menschen Hass und Verachtung.

Heute war ein abscheulicher Regentag; alle Kinder waren im Wohnzimmer versammelt; es schienen doppelt so viel zu sein als sonst, in dem engen Raum. Ein muffiger Geruch von feuchten Stiefeln und Bubenkleidern erfüllte das Zimmer; der Regen klatschte an die Fenster, tropfte von den Bäumen auf den Rasen und weichte die lehmigen Wege des Gartens bis zur Grundlosigkeit auf. Die Mutter saß an ihrem Nähtisch, einen Korb voll zerrissener Strümpfe neben sich, Anna musste ihr helfen. Hans buchstabierte im Lesen und zog die Worte entsetzlich auseinander, sodass der Mutter war, als müsse sie beständig auf einem Bein stehen bis das Wort zu Ende kam; die ändern beschäftigten sich mehr oder minder vorwurfsfrei am Tisch.

Luzie hatte Vorhänge gebügelt, und der Pfarrer willigte auf die Bitten seiner Frau ein, Luzien beim Aufmachen zu helfen; Frieda und Robert waren „zum Zusehen“ mitgetrippelt in die gute Stube. Der Pfarrer war ziemlich schweigsam, er hatte sich geärgert in der Schule, dann war eine etwas stürmische Privatstunde im Griechischen mit Hermann gefolgt, in der der Vater erst über den Sohn, dann über sich selbst zornig wurde. Mit einer Wolke auf der Stirn hatte er sich an die Arbeit gemacht; doch schien das Hämmern auf die kleinen Nägel, welche die Gardinen befestigen sollten, eine wohltätige Ableitung.

„Hübsches Wetter hat uns heute Ihr lieber Gott beschert,“ begann Luzie das Gespräch, „man möchte mit seiner Pistole liebäugeln, wenn man eine hätte.“

„Sie haben hoffentlich keine? das Tragen von Waffen ist in meinem Haus verboten.“

„Nein, ich habe keine, ich hätte auch den Mut nicht.“

„Weil's knallt?“

„Auch,“ sie lachte; „aber –to sleep, perchance to dream: – ay there's the rub; for in that sleep of death what dreams may come, when we have shuffled off this mortal coil? Ach, ob wir überhaupt träumen werden; ich wünsche es nicht. Das Nichts ist unbedingt einem Etwas vorzuziehen.“

„Bei welchem Philosophen haben Sie sich denn Ihren Pessimismus angelesen?“ meinte ein wenig spöttisch der Pfarrer.

„Weder bei Hartmann noch bei Schopenhauer noch bei dem konsequenteren Mainländer; das Leben hat mich pessimistischer gemacht, als der pessimistischste Philosoph.“

„Ich habe noch keinen Menschen, vollends keine Frau gefunden, die so gar nichts Positives besessen hätte, wie Sie. Wie halten Sie das nur aus?“

„Ja, das frage ich mich selbst manchmal.“

Sie hatten ganz die Kinder vergessen; ein fröhliches Jauchzen erscholl vom Sofa.

„Frieda, gehst du vom guten Sofa herunter!“

Eilig hob Luzie das unbeaufsichtigte Kind von dem roten Sammetstolz des Hauses herunter, und beruhigte sein gekränktes Geschrei mit einem halben Weck.

Der erste Vorhang hing; in blauweißen, gestärkten, harten Falten, denen Luzie vergeblich einen künstlerischen Schwung zu verleihen suchte.

„Ich wundere mich, dass Sie nicht zu den Frauenrechtlerinnen gehen,“ sagte Döring hämmernd, während Luzie ihm untätig zu sah. „Das wäre doch ein Feld für Sie zum Negieren.“

„Da bin ich nicht selbstlos genug dazu, um für eine Partei zu arbeiten; und negieren kann ich auch so. Was sollte mich denn treiben? Liebe zu meinen Geschlechtsgenossinnen? – Ich liebe niemand. Glauben an die gerechte Sache? Ich glaube an nichts; ja doch, an etwas; nämlich an die Schlechtigkeit, Ungerechtigkeit und Dummheit der Männer, – ja und auch der

Frauen, nur dass ich für letztere so eine törichte, manchmal sehr lebhaftige Regung von Mitleid habe. Noch so eine dumme Angewohnheit von früher! Darum freu' ich mich auch über die Bewegung; ganz tot bin ich noch nicht, ich kann noch hassen, und ich hasse die Ungerechtigkeit."

"Und die Männer," fiel Döring ein.

"Ja, auch die Männer, als die Verkörperung der Ungerechtigkeit."

„Na, na!“

„Glauben Sie mir, die Geschlechter sind verfeindet mit einander; es gibt keine größere Feindschaft als zwischen Mann und Weib; man überdeckt's nur mit Blumen, wie man's mit den Gräbern voll Verwesung und Ekel auch macht." Sie hatte heftig geredet; die Arme auf dem Rücken an das Fenster gelehnt, blickte sie ihn kampflustig an.

„Sie sind so bitter und paradox, dass sich eigentlich mit Ihnen gar nicht darüber disputieren lässt" antwortete Döring hitzig und klopfte sich im Eifer auf die Finger. „Nicht nur die Liebe, auch der Hass macht blind."

„Nein, disputieren wir nicht darüber, wie kann man auch mit einem Mann über Frauenfragen disputieren wollen."

Sie hatte sich in Hitze geredet, die Augen blitzten, und ein leichtes Rot verschönte ihr Gesicht während das weiche, blonde Haar sich in einigen Strähnen losgelöst hatte, die sie sich bemühte hinters Ohr zu streichen. Ein sanftes Wohlgefallen beschlich Döring und kämpfte mit seinem Ärger.

Über ihren Streit hatten sie ganz die Kinder vergessen, und als jetzt die Pfarrfrau eintrat, um nach dem fertigen Werk zu sehen, fand sie die beiden so tief im Gespräch, dass sie ihren Eintritt ganz überhörten,

Mit einem Blick übersah sie das Zimmer und stürzte mit einem Entrüstungsschrei auf Frida los, die artig und geschäftig bei dem Kohlenkasten saß und den ganzen Inhalt ausgeräumt hatte. Erschreckt fuhren, die beiden Pflichtvergessenen empor und Luzie entwand geschwind dem kleinen Robert den Nägelvorrat, der unter seinen Händen bedenklich zusammengeschmolzen war.

Aber Fräulein," sagte Frau Döring klagend „haben Sie, denn gar nichts bemerkt?"

„Nein," kam es kleinlaut von Luziens Lippen, indes ihre Augen nach den fehlenden Nägeln umherspähten, „wir sprachen zusammen."

„Heben Sie doch Ihre gebildeten Gespräche mit meinem Mann lieber auf eine Zeit auf, wo Sie keine Pflicht vernachlässigen!" Sie war gereizt. „Ach, und hier in meinem guten, Sofa; Robert, du unartiger Junge," – wupps, hatte er eine Ohrfeige -: „da hat er alle; Nägel hinein gesteckt."

„Na, 's ist nicht so schlimm, Frau, dass du dich so aufregst," beschwichtigte Döring. „die Kohlen kehrt man zusammen. Junge, heul' nicht, es regnet genug heut, und hol' einen Besen. Und nun, nachdem's gedonnert, eingeschlagen und geregnet hat, lass den Friedensbogen, am Himmel aufziehen und schau dir deine schönen Vorhänge an; sieh, das hab ich mir in deinem Dienst geholt," und er wies auf seinen blau angelaufenen Fingernagel hin.

„Die werden auch bald wieder ihre Schönheit verloren haben," meinte Frau Döring seufzend, schaute aber doch wohlgefällig auf diese Entfaltung von Sauberkeit an den kleinen, nischelosen Fenstern; „rauch' sie mir nur nicht so bald gelb!" Dann nahm sie die beiden Kleinen an die Hand, indes Lucie mit dem inzwischen gebrachten Besen den Schaden wieder gut machte und Döring seine Nägel einsammeln ging.

Luzie saß oben in ihrem Giebelstübchen am Fenster und schaute in den sommerlichen Garten. Sie war -allein, zu Haus; vor einer Stunde war Frau

Döring mit den Kindern spazieren gegangen, es wurde Annas Geburtstag im Wald gefeiert. Hermann war sehr geknickt gewesen, als sich Luzie Kopfwehs halber entschuldigte.

In seinem männlichen Herzen, entwickelten sich anbetende Gefühle für die schöne Hausgenossin, wovon diese aber noch in völliger Unkenntnis war. Der Vater verstand seinen Sohn besser und jagte dem jugendlichen Liebhaber, mit dem die Väter oft ihren Söhnen gegenüber eigenen Grausamkeit, manches Mal die Schamröte ins Gesicht durch allerlei Anspielungen oder Witzworte. Es war nicht böse gemeint, erbitterte aber den Jüngling zeitweise gegen den Vater aufs höchste und trug auch nicht zur Annehmlichkeit der griechischen Stunde bei, da jeder Fehler auf seine unglückliche Liebe zurückgeführt wurde. „Die Wissenschaft sei deine ganze Liebe, der widme einstweilen deine Gefühle,“ riet ihm der Vater, auf ein fünfzehnfehleriges Exerzitium hinweisend.

Wie ausgestorben lag das sonst so lebhaftes Haus denn auch Dorle, das Mädchen für alles, war mit um neben den Mühen auch die Freuden des Hauses zu teilen. Der Pfarrer wollte nachkommen, und war soeben aus der Tür getreten, um vorher einen Krankenbesuch zu machen. Luzie hatte ihm nachgesehen, wie er hastig den mit Blumen eingefassten Weg durch den Garten hinschritt, im Vorbeigehen eine Sonnenblume anband, an einer selbst okultierten Rose roch, und dann hörte sie das Knarren des Gartenpförtchens.

Drei Stunden! Für drei Stunden war sie ganz ihr eigener Herr, kein Blick durfte an ihrer Seele herumtasten, kein überflüssiges zweites Wesen in einer Luft mit ihr atmen. Wie, wenn sie versuchte zu musizieren? Sie erschrak; wie konnte ihr solch ein Wunsch kommen! Sechs Jahre war es her, seit sie ein Instrument nicht mehr angerührt hatte seit sie zum letzten Male ihre Empfindungen in Gesang hinausgejubelt oder geklagt hatte. Warum kam ihr die Lust zum Singen? Erfüllten sie denn Empfindungen, die sie in Musik umsetzen konnte? Aber es horte sie ja niemand heute, sie war ja allein, so herrlich allem! Ach, dass sie unter Menschen musste um nicht zu verhungern!

Im schönsten Zimmer stand das wenig benutzte, ausgespielte Tafelklavier, auf dem höchstens einmal die Pfarrfrau zur Morgenandacht mit schwachem Fingeranschlag einen dünnen Choral spielte oder Anna ihre Tonleitern übte.

Mit bebenden Fingern schlug Luzie einen Akkord an, wie träumend ging sie über die Tasten, bis ihr Spiel kräftiger wurde – Chopin. Sie saß im Stuhl zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen. Dann eine kleine Pause, und eine einfache Weise erklang. Luzie sang mit halblauter, weicher Stimme – schwermütig:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die bunten Blaublümlein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Die Stimme wurde stärker, sie war von eigentümlichem, zitterndem Wohllaut, und es lag ein rührendes Zagen im Ton, wie die ersten bewussten Worte eines von schwerer Fieberkrankheit Genesenden.

Luzie hatte einen Zuhörer. Döring war aus dem Dorf gekommen und wollte nach dem Wald, als er vom Wind hergetragen die verwehten Klänge vernahm und seinen Ohren nicht trauend, in den Garten trat. Er war nicht gerade musikalisch, aber das schlichte Lied griff ihm an das Herz. Als es verklungen war, wartete er vergeblich auf Fortsetzung, es blieb alles still oben, und der Pfarrer setzte nachdenklich seinen Weg fort.

Zwei Stunden später hörte Luzie die heimkehrende Familie. Die Knaben hatten sich die Hüte mit grünem Eichenlaub geziert, und die Mädchen trugen große Sträuße aus Kornblumen und Klatschrosen. Die kleine Frida schlief im Sitzwagen: das Hütchen hing im Nacken, und die zarten, hellen Härchen bedeckten die im Schlaf geröteten Wangen während das Köpfchen vergebens nach einem Halt suchte.

Luzie ging die Treppe hinunter; auf dem schmalen Gang eilte ihr als erster der kleine Robert entgegen, ein kurzstieliges Sträußchen in der Hand.

„Das hab’ ich dir mitgebracht, weil du Weh hast“

Luzie nahm ihm die Blumen ab; mit seinen hellen Augen blickte das frische

Knabengesichtchen sie treuherzig an. Ihr fiel es auf, wie sehr er doch seinem Vater glich; da beugte sie sich rasch hinunter und drückte einen scheuen KUSS auf das ehrliche Gesichtchen, worauf sie errötend davon lief. Robert blieb verduzt im halbdunkeln Flur stehen, da hörte er seinen Vater kommen.

„Papa, sie hat mir einen Kuss gegeben!“

„Wer denn, mein Bürschchen?“

„Ei, das Fräulein.“

„Das ist recht, hast du sie denn wieder geküsst?“

„Nein, ich hab' mich geniert.“

„Dummes Männle,“ lachte der Vater und strich seinem Liebling über den kurz geschornen Kopf, während er in das von der Abendsonne erhellte Zimmer trat. Luzie kam herein, den Arm voller Mäntel und Hüte.

„Nun – guten Abend, wie geht's, was macht der Kopf? Besser?“ Und Döring richtete sich ein wenig aus dem Lehnstuhl auf, in den er sich hineingeworfen hatte, um Luzie die Hand zu reichen.

„Danke, ja, es ist besser; haben Sie einen schönen Spaziergang gehabt?“

„Ja, es war nur schade, dass Sie nicht mit waren; Hermann war ganz melancholisch darüber, er sah aus, als ob er dichten wollte.“

Luzie lachte ein wenig: „Ja, das ist so das Alter, in dem die ersten Dichteranfälle auch sonst ganz normale Menschen heimsuchen.“

Das Zimmer füllte sich allmählich; es war ein lustiges Stimmendurcheinander, Jedes wollte Luzien seine Abenteuer erzählen; nur Hermann hielt sich düster abseits.

„Nun, mein Junge, suchst du einen Reim? Vielleicht kann ich dir aushelfen: Sonne – Wonne, Herz – Schmerz, leiden – meiden, auch scheiden passt.“

„Aber Vater,“ fuhr der errötende Junge auf mit einem Blick nach Luzie.

„Oh, verzeih, du denkst gewiss über deinen lateinischen Aufsatz nach; ja, das ist auch auf jeden Fall nützlicher.“ Der Vater lachte gemächlich.

Luzie hatte indes vor jedes Kind eine große Tasse voll warmer Milch gestellt, nebst ein bis drei Schnitten Butterbrot, und eine wohlthätige Ruhe entstand, aus der höchstens ein energisches „bitte, noch mehr Milch“, heraus tönte.

Die Pfarrfrau trat ein. Die gelösten Hutbänder fielen ihr auf den Rücken; sie hatte einstweilen die schlafende Frida mit Mühe entkleidet und zu Bett gebracht. Matt liess sie sich nun auf einen Stuhl sinken.

„Ah, ich bin müd,“ seufzte sie.

„Aber es war doch nett, gelt, Mutter?“ meinte Döring freundlich. „Wer holt seinem faulen Vater den Schlafrock?“ wandte er sich an die gesättigte Jugend. Ein Wettrennen begann, bei dem Robert weinend unterlag, und im Triumph ward der Schlafrock herbeigeschleppt.

„Und jetzt singen wir ein Abendlied; komm Mutter, setz dich ans Klavier, oder bist müd? Wie wär's, Fräulein Luzie, könnten Sie nicht aushelfen?“

„Ich?“ Luzie war peinlich überrascht.

„Sie spielt ja nicht,“ warf Anna ein.

„Nun, wenn ich sie recht schön bitte, spielt sie vielleicht doch.“

Luzie zögerte immer noch –

„Aber Vater,“ sagte Julie verwundert, „quäl doch nicht, wenn sie doch keine Freude an Musik hat!“

„Ich will es tun,“ sagte Luzie endlich leise und schritt ins Nebenzimmer, die Tür offen lassend. Döring blieb auf der Schwelle stehn und winkte den andern ab, näher zu treten. Nach einigen Akkorden begann Luzie anzustimmen und alle fielen ein:

Wenn im letzten Abendstrahl

Goldne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeigen,
Frag ich oft mit Tränen:
Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhetal?

„So ists recht,“ nickte Döring ihr freundlich zu, als sie geendet hatte. „Es ist was Schönes, wenn man singen kann. Taten Sie’s ungern?“

„Ich weiß es nicht recht.“

Derweil war die Sonne hinter den schwarzblauen Hügelketten versunken. Durch die offenen Fenster wehte ein kühler Lufthauch herein, und das kleine Volk rüstete sich zur Ruhe.

Frau Döring merkte eine Veränderung an Luzie; sie wusste selbst nicht, ob sie ihr angenehm war oder nicht. Wo war das stille, zurückhaltende Mädchen von früher hin? Welche lebhaften Debatten entspannen sich jetzt am Familientisch, oft gar nicht sehr für die Kinder geeignet; deshalb schickte sie auch Hermann rechtzeitig ins Bett und versöhnte ihn mit seinem Schicksal, indem sie ihm, als halb Erwachsenen, eine Schnitte Wurst abends auf sein Butterbrot legte.

Aber nicht nur wegen der Kinder war’s ihr nicht recht; ihr selbst war’s nicht angenehm. Da sprachen sie von Sachen, mit denen sie sich zu beschäftigen keine Zeit, und sie gestand sich’s ehrlich, auch keine Lust hatte. Die arme Frau blieb ganz ausgeschlossen aus der Unterhaltung, und die beiden waren oft so eifrig, dass sie ihr Weggehn gar nicht merkten, wenn es ihr zu langweilig wurde.

Und was für sonderbare, freie Ansichten das junge Mädchen entwickelte! Frau Julie wurde nervös, wenn das Dienstmädchen einmal ins Zimmer kam. Wenn die etwas aufschnappen würde, dachte sie, – es wurde ihr ganz heiß dabei.

Auch heute wieder gab es lange Debatten; man sprach von dem Berliner Kongress und der Frauenfrage.

„Nun, ich dünke, die Frauen könnten ganz zufrieden sein mit dem, was Stöcker und Nathusius ihnen zugebilligt haben,“ meinte Döring begütigend, auf einen herben Ausfall Luziens über die dort gehaltenen Reden.

„Nun, erstens haben Stöcker und Nathusius uns nichts zuzubilligen, die erkennen wir in der Frauenfrage doch nicht als Autorität an, und zweitens, man merkt die Absicht, und man wird verstimmt.“

„Welche Absicht?“

„Nun, die ist doch klar. Den guten Herren wird’s angst, himmelangst. Ihr getreustes Publikum, die beste Kundschaft für ihre altbackene Ware, droht von ihnen abzufallen. Man muss wirklich Konzessionen machen, es ist schrecklich! Aber lieber den Emanzipierten, ein Emanzipierter werden, Pseudoemanzipierter allerdings, als die Kundschaft verlieren.“

„Sie können es aber doch auch ehrlich meinen.“

„Können, können, freilich könnten sie; ich glaub aber nicht an andere Motive, wenn sie sich’s auch selber, weiß machen. Vor dreißig Jahren, da schwang Herr Nathusius noch frisch das Schwert, um die Frauenbewegung mit Stumpf und Stiel auszurotten. Da war er so ungeheuer besorgt, dass die Frauen durch zu viel Bildung ihre holde Lieblichkeit verlieren könnten. Nun, darein schickt er sich jetzt, es kommt ihm jetzt vielleicht nach dreißig Jahren nicht mehr so auf die Lieblichkeit an; kann auch sein, die gebildeten Frauen haben ihn von der Grundlosigkeit seiner Angst überzeugt.“

Die Pfarrfrau schloss vorsichtig die offenen Fenster.

„Viel geschadet hat uns sein tapferes Schwertschwingen damals nicht; Hedwig Dohm hat ihm eine allerliebste Nase gedreht, das Büchlein muss ich Ihnen doch leihen, ich fand es

zufällig in einem Antiquariat; nun, der gute Mann musste sehen, dass trotz seiner Anstrengungen die Frauenbewegung vorwärts geht. Also retten wir, was zu retten ist, lenken wir wenigstens in christliche, das heißt in kirchliche Bahnen.“

„Was haben Sie denn für einen Hass auf uns arme Pfarrer?“

„O, meinen Sie, ich liebe die Doktoren mehr? Die sind in der Frauenfrage weit schlimmer, das sind die ärgsten Neidhammel, die es gibt. Denken Sie nur an die Kliniker von Halle!“

„Es ist ja manches richtig an dem, was Sie sagen“

„Alles sogar,“ fiel ihm Luzie ins Wort.

„Abwarten und ausreden lassen. Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, dass der Frau alle Berufe geöffnet -werden müssen, zu denen sie Neigung und Begabung hat; nichts sollte ihr grundsätzlich verschlossen bleiben. Aber ihr Auflehnen gegen die Herrschaft des Mannes führt zu nichts; der Mann bleibt doch der Stärkere, geistig und körperlich, und wir werden von unsrer Stärke Gebrauch machen.“

„Ah, also brutale Gewalt?“ fuhr Luzie auf.

„Ja, wenn die Frau sie herausfordert.“

„Gut; aber wer hat uns zuerst herausgefordert?“ Ist's nicht der Mann gewesen, der der Frau in seiner Angst um die Herrschaft den Weg zur Bildung und Selbständigkeit abzuschneiden versuchte, damit sie nicht zu größerer Macht komme? Ein Herrscher, dem's so angst um seine Herrschaft sein muss, ist nicht so von dem Bewusstsein seiner Herrscherwürde von Gottes Gnaden erfüllt, wie Sie's darstellen wollen. Bei Ihnen trifft's vielleicht nicht zu, denn Sie gehören zu den Herrennaturen. Sie haben aber nicht schon deshalb das Recht zu herrschen, weil Sie zufällig männlichen Geschlechts sind. Herrennaturen finden sich grad so unter den Frauen.“

„Ich glaube, die echte Frau lässt sich ganz gern beherrschen, ist's nicht so, Alte?“

„Manchmal“, lächelte Julie.

„Freilich“, gab Luzie zu, „aber nur von dem Mann, der sie liebt und den sie wieder liebt, weil sie zu ihm hinaufsieht, oder wenigstens eine Zeit lang meint, es tun zu können. Aber sehen Sie sich doch einmal in Ihrer Gemeinde um! Ich glaube, wir könnten gut bei der Hälfte der Familien finden, dass es besser um das Wohl des Hauses stünde, wenn die Frau mehr Macht hätte, als der Mann.“

„Ich geb's zu, wenn's vielleicht auch ein bisschen hoch gegriffen ist; allerdings ist die Bauersfrau auch grad so gebildet wie ihr Mann.“

„Na ja, da haben Sie's“, triumphierte Luzie: „wo die Bildung ganz gleich ist, wie beim Landvolk, da bleibt dem Mann nur noch die körperliche Kraft. Und dass die auch bei der Frau geringer ist als nötig, dafür sorgt schon der Mann, der natürlich seine Frau weder mit schwerer Arbeit während der Schwangerschaft verschont, noch ihr Zeit zur Erholung nach der Entbindung gönnt. Er könnte am Ende auf ein paar Schoppen verzichten müssen, und das geht doch nicht!“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Frau Julie, „denk an den Gemeindepfleger und die arme, zarte Frau, die er mit Schlägen aus dem Bett trieb nach der Geburt des achten Kindes.“

„Es gibt allerdings viel Rohheit, und ich freue mich heut noch, dass ich ihn in der Predigt brandmarkte, wenn ich mir dafür auch einen gehässigen Artikel in seinem Demokratenblatt und des Mächtigen bittre Feindschaft zuzog.“

Er goss sich ein Glas Bier ein und blies schmunzelnd einige Dampf Wolken in die Luft, bei der Erinnerung an seine gesalzene Entgegnung im gleichen Blatt.

„Es ist mir übrigens ganz recht, wenn ich die Fragen einmal mit einer Frau besprechen kann; mir liegt nicht daran, recht zu behalten, sondern was gerecht ist, ausfindig zu machen. Ich lasse mich ganz gern überzeugen.“

„Gern?“ fragte Luzie mit etwas zweifelhaftem Gesicht, „das glaube ich Ihnen in diesem

Falle nicht ganz, sonst wären Sie schon längst überzeugt, vielmehr von selber darauf gekommen.“

„Und ich möchte euch überzeugen, dass es Zeit ist, zu Bett zu gehen; es hat elf geschlagen,“ mahnte Frau Döring.

Die ändern hörten nicht darauf, und der Pfarrer sagte;

„Was ist schließlich diese ganze Frauenfrage anders, als ein Streben nach Glück! Wir wollen's gut haben auf Erden; wir fürchten viel zu sehr das Leiden und vergessen, dass unterm Druck erst der geistliche Mensch wächst.“

„Nun, was das anbelangt, an Druck hat's uns nicht gefehlt bisher,“ meinte Luzie etwas bitter. „Es gibt auch einen Druck, der so stark ist, dass man unterliegt.“

„Gott lege diesen Druck auf uns, er weiß, wie weit er gehen darf.“

„Er gibt uns aber auch die Kraft, ihn abzuschütteln, wenn er seine Pflicht getan hat.“

„Ja wenn – !“

Frau Döring legte ihre Arbeit zusammen und stand auf, auch die ändern erhoben sich.

„Nun trösten Sie sich, Fräulein Luzie,“ meinte Döring, „vielleicht dürfen Sie in einem ändern Leben ein Mann sein und das Rad hat sich für uns gedreht. Heute herrlich und in Freuden, morgen in der Flamme, heute den Hunden preisgegeben, morgen in Abrahams Schoss. Schließlich wird es ja zwischen jedem und jeder heißen: was mein ist, das ist dein; deine Niedrigkeit meine Demütigung, deine Stärke meine Kraft, dein Reichtum mein Glanz; Reichen Sie mir darauf die Hand.“

„Ich wünschte, es wäre so, wie Sie sagen; hier auf Erden merkt man noch wenig von solcher Verbundenheit.“

„O doch,“ sagte Julie, und schaute nach ihrem Mann; „wenn man jemand: lieb hat, wie die Mutter zum Beispiel das Kind.“

„Nun,“ sagte Döring fröhlich, „dann wollen wir also liebende Menschen werden; gute Nacht, Fräulein Luzie, und schlafen Sie gut!“ Er schüttelte ihr herzlich die Hand, und sie trennten sich.

Frau Julie bekam scharfe Augen; sie sah das Keimchen schon, ehe es noch die Erde recht durchbrochen hatte. Luziens lebhaftes Wesen und die plötzliche Freundschaft mit ihrem Mann beunruhigte sie immer mehr, besonders da sie merkte, dass der Pfarrer großes Gefallen an ihrer Unterhaltung fand, wenn sie auch fast immer stritten. Sie kam sich so grenzenlos überflüssig vor, so bei Seite geschoben. Manche Viertelstunde verbrachte sie schluchzend im Zimmer der schlafenden Kinder, wenn die beiden wieder so vertieft waren, dass sie auf nichts achteten. Ach, sie hatte ihn ja so lieb, ihren Mann, und sie gönnte ihm gern die Unterhaltung, aber er sollte sie nicht so vergessen. Es ist sein Wesen so, er meint's nicht böse, aber er merkt nach Männerart nicht, was im Herzen der Nächsten vorgeht; ich will's ihm doch einmal sagen, er muss mich ja verstehn, meinte sie schließlich.

Heute war sie ins Zimmer gekommen, als die beiden plötzlich verstummten; deutlich glaubte Julie eine gewisse Befangenheit zu bemerken, besonders bei Luzie, die überhaupt erregt schien. Sie war sofort wieder hinausgegangen, mit einem Herzen voll Weh und Bitterkeit, um sich in dem Studierzimmer zu verstecken.

Dort standen auf großen Regalen die Bücher ihres Mannes. Mit umflorten Augen las sie die Titel, sie hatte sich nie sonst drum bekümmert. Schopenhauer, „Ethik“, buchstabierte sie, davon hatten sie gestern noch gesprochen. Sie zog den Band heraus und begann zu lesen. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, und die Gedanken wirbelten; sie nahm sich zusammen, aber sie verstand nichts.

„Ach, was bin ich dumm“, seufzte sie. Die Tränen tropften auf die gelblichen Blätter des Buchs; sie wollte ja so gern recht gebildet sein, um ihrem Mann mehr zu bieten. Bitterlich

schluchzend legte sie den Kopf in die Arme auf den Tisch. Die Uhr tickte gleichmäßig ruhig an der Wand, ein starker Duft von Tabaksrauch machte sich bemerkbar. Sie begann wieder zu lesen und sich einzelne Worte einzuprägen, die sie sich von ihrem Mann erklären lassen wollte.

„Frau Pfarrer“, ertönte draußen lang gezogen die Stimme des Mädchens, „die Plätteisen sind jetzt heiß.“

Hastig trocknete sie sich die Augen, schob das Buch an seinen Platz und eilte hinaus. Auf dem mit braunem Wachstuch bezogenen Tisch schimmerten noch ein paar Tränentropfen.

Dorle guckte neugierig nach ihrer Herrin, die sich über ein Brett mit geschnittenen Zwiebeln bückte.

„Sind die aber scharf,“ meinte Frau Döring zu dem Mädchen, das mit seinen runden, hellblauen Augen sie zudringlich teilnehmend ansah.

„Ja, dees send halt neue,; die beißt viel ärger,“ half Dorle ihrer Frau aus der Verlegenheit. Er wird ihr halt was g’sagt habe, dachte die Dienerin verständnisvoll und machte sich am Herd zu schaffen.

Julie begann zu bügeln. Es war heiß und dampfig in der geräumigen Küche, und den Frauen stand der Schweiß auf der Stirn. In Juliens Kopf schwirrten allerlei Gedanken. Was sollte sie ihrem Mann heut kochen? Es gab Sauerkraut, das mochte er nicht. Dazwischen fielen ihr eben gelesene, unverständene Worte ein, die sie behalten hatte- Metaphysik und Ethik, der intelligible Charakter, Erkenntnisgrund der Moral

„Wie viel Eier soll ich zu den Spätzle nehme, Frau Pfarrer?“ störte Dorle sie in ihrem Gedankengang.

Sie fuhr erschreckt auf. „Ach so, fünf wie gewöhnlich.“

Luzie trat zur Küchentür herein. Wie hübsch und jung sie aussieht und wie zierlich sie sich kleidet dachte Julie und blickte an ihrem eigenen Hauskleid hinunter, das sich kaum von dem der Magd unterschied.

„Kann ich helfen?“ fragte Luzie und griff nach einem Bügeleisen.

„Wenn Sie diese Schürzen nehmen wollen,“ und sie entzog dem Mädchen in einem Gefühl von Eifersucht die Kragen ihres Mannes, die Luzie gerade in Angriff nehmen wollte. Sie sollte nicht für ihn arbeiten, das war ihr Recht; schweigsam bügelten beide nebeneinander.

Luzie warf einen hastigen Blick auf ihre Herrin. Diese war heut so schweigsam; sollte sie erzürnt auf sie sein? Sie war vorhin auch so rasch aus dem Zimmer gelaufen, als sie dem Pfarrer von ihrem Leben erzählt hatte. Ja, sie hatte es ihm alles gesagt; wo waren ihre Vorsätze hingeschwunden? Aber da einmal die Scheidewand durchbrochen war, lernte sie die Wohltat kennen, sich einem Menschen anzuvertrauen. Und Döring ließ ihre sich anfangs sträubende Seele nicht aus seiner Gewalt. Bei jeder Gelegenheit wusste er sie zu fassen, wenn sie abstaubte oder wenn sie ihm half im Garten arbeiten, Rosen okulieren, Setzlinge auspflanzen. Schließlich wich sie ihm nicht mehr aus; sie bekam Vertrauen, und er versuchte sie aus der bitteren, alles verneinenden Stimmung herauszubringen. „Wenn Sie nur glauben könnten,“ hatte er ihr vorhin gesagt.

„Glauben? Glauben denn Sie an all das Zeug?“

„Ich weiß nicht, was Sie alles unter ‚dem Zeug‘ verstehen, aber ich glaube allerdings an den ewigen Gehalt, den unsere Religion uns bietet; oder trauen Sie mir zu, dass ich andernfalls Pfarrer geblieben wäre?“

„Nein, Ihnen nicht.“

„Die Schalen, in denen uns dieser ewige Gehalt geboten wird, mögen zerfallen, gut – so werft zu den Scherben was brüchig und alt geworden ist. Sie, Fräulein Luzie, sehen, wie so viele, oberflächlich nur die Schalen an; sie gefallen Ihnen nicht, also werfen Sie alles. Vom Inhalt wissen Sie nichts; geschweige denn, dass Sie ihn selbst gekostet hätten. –

Übrigens, an diesen Glauben hab' ich nicht einmal gedacht, als ich Ihnen vorhin Glauben wünschte; ich meinte die Fähigkeit der Seele, sich einer Idee oder einer ändern Seele, oder auch dem, was die Pantheisten Weltseele nennen, hinzugeben."

Diese Worte wollten Luzie nicht aus dem Sinn. Also glauben können! Ich verstehe ihn; ach, mir scheint, ich glaube schon, nämlich an dieses tüchtige, ehrliche, tapfere Menschenherz. Dörings Gestalt stand lebhaft vor ihren Augen; er war nicht schön, zuerst war er ihr sogar hässlich erschienen; sie war ästhetisch veranlagt. Aber nun ? War er nicht ihr Retter, begann er nicht, sie wieder mit dem Leben auszusöhnen? Ein warmes Gefühl von Dankbarkeit wallte in ihr auf. Auch das hatte er sie gelehrt: dankbar sein; und hier drückte es sie nicht, Verpflichtungen zu tragen.

Eifrig war unterdes ihre Hand geschäftig gewesen; immer leerer wurde der Korb, aus dem sie sich Arbeit holte. Ein lebhafter Schmalzgeruch im Verein mit dem Bügeldunst erfüllte die Küche; auf dem Herd prasselten die Spatzen in der Pfanne. Hungrige Kindergesichter schauten öfters durch die Tür, „ob's bald was gebe, sie seien hungrig." Die beiden Frauen am Bügeltisch merkten nichts, bis Dorle sie ansprach.

„Mer könnt' esse, Frau Pfarrer; soll i jetzt anrichte?"

Julie besann sich. Sollte sie heute schon mit ihrem Manne sprechen, oder es lassen und noch weiter beobachten? Sie beschloss eine Gelegenheit abzuwarten.

Der Hausherr liebte es, nach Tisch im Studierzimmer seinen Kaffee zu trinken und dabei zu plaudern, Seit einiger Zeit forderte er immer Luzie auf, mit hinüberzukommen, zum Arger seiner Frau, der auf diese Art die Zeit, in der sie ihren Mann allein für sich hatte, stark verkürzt wurde.

Auch heute waren sie wieder zu dritt in dem gemütlichen Zimmerchen. Die Kinder spielten im Garten. Döring spazierte auf und ab, sein Pfeifchen in der Hand; die beiden Frauen saßen mit einer Arbeit am Tisch.

Luzie lehnte träumerisch im Stuhl und ließ oft ihre Hände rasten; in ihren dunklen Augen lag ein warmer Schimmer. Mir ist zu Mut wie einem Rosenstock, der blühen will, dachte sie; unwillkürlich lächelte sie über den Vergleich.

Döring bemerkte es und fragte: „Was denken Sie so Schönes?"

Julie blickte sie forschend an; ein helles Rot ergoss sich über des Mädchens Gesicht.

„An was ich dachte? An Rosen." "

„Das klingt ja beinah wie bei der heiligen Elisabeth: Herr, Rosen." "

Dorle trat ein und rief Luzie ab; das kam ihr gerade gelegen.

Eine Zeit lang war es still zwischen den beiden Zurückgebliebenen. ,

„Sie hat doch einen tüchtigen Kern," unterbrach Döring das Schweigen und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Luzie?" fragte Julie schmerzlich berührt.

„Ja, wer sonst?" erwiderte der ahnungslose Mann; „wie ich so sehe, wie sie mit jedem Tag fast einen Schritt vorwärts kommt, das ist eine Freude zu beobachten. Und wie hübsch und mädchenhaft sie dabei wird; sie blüht förmlich auf." "

„Ja," erwiderte Julie tonlos.

„Man kann sich wirklich unterhalten mit. ihr, wie mit einem Mann, besser oft sogar; ich muss mich manchmal tüchtig wehren." "

„Wenn du nur kämpfen kannst," versuchte Julie mit blassen Lippen zu scherzen.

„Ja, das ist mir auch eine Freude! Weißt du, wie sie mich neulich nannte, als ich die Suttnerschen Friedensbestrebungen angriff? – Zukünftiger himmlischer Kriegsminister." "

Sie bemühte sich zu lächeln, während ihr die Tränen in den Augen standen.

Er bemerkte es nicht; mit männlicher Unbekümmertheit peinigte er unwissentlich seine Frau und redete von dem, was ihn besonders beschäftigte, ohne auf den Eindruck zu achten.

„Welch eine hübsche Stimme sie hat,“ fuhr er fort, „ich wünschte, sie sänge öfters.“

„Wollen wir nicht von etwas anderem sprechen?“ unterbrach Julie gequält.

„Warum?“ Döring drehte sich erstaunt um und blickte seine Frau an.

„Ich kann’s nicht mehr hören, ich bitte dich. O, wenn Luzie doch nie gekommen wäre!“

„Ja, warum denn in aller Welt!“ Er wurde ungeduldig.

„Ach,“ und ihre Tränen begannen zu fließen, „ich weiß ja, dass ich dir nicht genügen kann, aber du hast’s nicht gemerkt, ehe sie kam. Wir waren so glücklich.“

„Ja, sind wir denn das jetzt nicht?“

„Du vielleicht, ich nicht; du hättest es auch gut merken können, wenn du nur Augen für etwas anderes als Luzie gehabt hättest. Was sie betrübt wenn sie still ist, wenn sie lächelt, das ist dir interessant. Wenn ich rot geweinte Augen habe, das merkst du gar nicht.“

„Ich glaube wahrhaftig, du bist eifersüchtig.“ Döring lachte auf; es klang aber nicht sehr lustig.

„Nenn es, wie dir’s beliebt, ich sage dir so kann es nicht fortgehn; ich gehe zu Grund dabei.“ Sie war totenblass und saß ganz still auf ihrem Stuhl.

Robert steckte den Kopf herein.

„Hinaus,“ donnerte der Vater ihn an und riegelte die Tür ab.

„Lass jetzt das Heulen und sage mir nur, wie du auf diese hirnverbrannte, verrückte Idee kommst.“ Er fuhr sich aufgeregt durch die Haare.

„Luzie liebt dich, ich hab’s längst gemerkt; glaub mir, so etwas bleibt einer Frau nicht verborgen, das merk’ ich an hundert Zeichen und du...“

„Gesetzt den Fall, es wäre so, – aber wohlgemerkt, ich sage nicht, dass es so ist, – wie kannst du wagen zu sagen, ich liebe sie.“ Er trat drohend vor sie hin.

„Welcher Mann fühlt nicht sein Herz weich werden, wenn er merkt, ein Mädchen liebt ihn,“ schluchzte Julie.

„Ich habe aber gar nichts bemerkt,“ fiel Döring ein.

„Und sie ist hübsch und jung und talentvoll, während ich das alles nicht bin. Ach wär’ ich doch nur tot, dann könntest du sie ja heiraten.“ Sie brach von neuem in Tränen aus.

„Jetzt wird mir’s aber doch zu arg; hüte deine Zunge, Frau, und überlege, was du sagst,“ brauste Döring auf.

„Ich hab’ mir so Müh’ gegeben, dir zu gefallen in letzter Zeit, ich hab’ probiert, so Sachen zu lesen, von denen du sprichst, – aber du hast nichts gemerkt, und wenn ich etwas gesagt hab’ bei eurem Gespräch, dann hast du’s nicht einmal gehört.“

„Da weiß ich nichts davon.“

„Und ihr sprecht auch über mich, du beklagst dich bei ihr über mich, ihr macht euch wohl gar lustig, ich hab’s wohl gemerkt.“

„Jetzt hab’ ich’s aber satt, wie kannst du so erlogene Sachen behaupten!“ schrie Döring sie an.

„Natürlich, ich lüge! Als ob ich nicht merkte, wie ihr verstummt, wenn ich eintrete,“ antwortete Julie höhnisch. „Und ich sage dir, sie muss aus dem Haus, oder ich gehe! Ach Gott, ach Gott!“ und brach in jammerndes Weinen aus.

Döring rannte wütend im Zimmer herum, stieß die Stühle auf den Boden und murmelte zornig sich hin: „Diese Verrücktheit, nein, diese Verrücktheit.“

„Ich -gehe fort, besinne dich!“ Er riss den Hut vom Nagel und stürmte hinaus....

Julie war wie gebrochen. – Nun hab’ ich mir ihn auf immer entfremdet, ach, was tun, es ist ja alles, alles aus. – Wache ich oder träume ich? Wenn ich doch nur tot wäre! Dass man so elend, so verzweifelt werden kann! – Ach Theodor, Lieber, ach verzeih mir doch, ich bin so unglücklich. Sie hätte aufschreien mögen, um die Qual ihres Herzens zu erleichtern. In den Polstern des Sofas suchte sie ihr Stöhnen zu ersticken, dass die Andern es draußen nicht hören sollten.

Döring war unterdessen auf dem kürzesten Weg aus dem Dorf gerannt. Er sah keinen Menschen und grüßte niemand, so dass ihm die Leute verwundert nachstarrten.

Ein großer Zorn brannte in ihm, und daneben regte sich ein leises, wehes Schmerzgefühl. Er lief ohne zu wissen wo, nur fort, nur etwas tun! Endlich war er im Wald, schweißgebadet, denn die Sonne brannte, und es war früh am Nachmittag. Er zog den Rock aus und setzte seinen Weg fort, ohne die Schritte zu mäßigen.

Was war nur in Julie gefahren? Er kannte sie ja gar nicht wieder. Ach, und es war so schön gewesen bisher, das sollte alles jetzt vorbei sein! Welch eine Freude war's gewesen, diesem verdursteten, verschmachtetem Menschenkind einen Labetrunk zu reichen, die unsicheren Schritte auf einen guten Weg zu leiten. Und nun! Jetzt gerade sollte er sie hinauslassen, da sie kaum anfang, zu genesen, und nur weil Julie glaubte, dass sie ihn liebe. War es denn wahr? Er hatte es sich noch gar nicht klar gemacht. Und wird sie denn stark genug sein, das Leben draußen zu tragen?

Ihm würde sie überall fehlen, gestand er sich ein; sie war ihm lieb – wie eine Schwester, eine Freundin, sagte er sich. Eine große Traurigkeit überkam ihn.

Ermattet warf er sich ins Moos; lange lag er und starrte in das dunkle Grün der Tannenwipfel über ihm. Vielleicht ist's doch besser, sie geht, dachte er schließlich, wenn es mir und ihr auch wehe tut.

Es herrschte tiefe Stille um ihn, die durch ferne Kuckucksrufe nur noch deutlicher zu seinem Bewusstsein kam. Er wusste nicht, wo er sich befand; es musste auch schon spät sein, denn die Sonnenstrahlen fielen schräg durch das Geäst der schlanken glattstämmigen Weißtannen. Der Boden war mit Moos und Farnkraut bedeckt, einige späte Heidelbeeren hingen noch an den niederen Stauden.

Er stand auf, um den Weg zu suchen. Da musste doch wohl die Maisenbacher Sägmühle in der Nähe sein. Richtig – dort unten hörte er auch den Bach rauschen. Müde und hungrig machte er sich auf den Weg; er hatte ein gutes Stück bis heim.

Sein armes Weib, was mochte sie jetzt machen! Wie gedankenlos war er doch gewesen, diese ganze Zeit; wie musste sie gelitten haben, bis dieser Ausbruch heute kam; er machte sich Vorwürfe und gelobte sich, dass er's wieder gut machen wolle, sie sollte ihm nichts vorzuwerfen haben. Er war ein Mann und kein Knabe, er konnte, was er wollte.

Energisch warf er den Kopf zurück und trat aus dem Wald. Als er auf der kahlen Berghöhe fortschritt, wo der Wald durch einen Sturm vor Jahren entwurzelt worden war, merkte er, dass ein Gewitter am abendlichen Himmel aufzog; ein kalter Windstoss veranlasste ihn, den Rock anzuziehen. Er beschleunigte seine Schritte; daheim mochten

sich ängstigen. Das Wetter rückte näher, es blitzte und donnerte, und der Regen begann in Strömen zu gießen. Der Himmel wurde immer finsterner, aber er kannte jetzt den Weg.

Nach langem, ermüdendem Wandern war er endlich daheim, durchnässt und erschöpft. Im Wohnzimmer war Licht, aber es war ganz still, die Kinder schliefen wohl schon.

Als er den nassen Gartenweg herunterkam, wo die tropfenden Dahlien ihn streiften, bemerkte er, wie sich ein schwarzer Schatten von der Haustur loslöste. Seine Frau stürzte ihm entgegen und hängte sich schluchzend an seinen Hals.

„Theodor, verzeih mir, mache alles, wie du's willst, nur sei mir wieder gut.“

Er küsste die zitternde Frau liebevoll und sagt: „So, nun kann die Sonne wieder scheinen, und morgen reden wir weiter; jetzt aber bin ich hungrig, müde und nass und möchte mich in deine Pflege begeben.“

„Du Armer,“ und eilig sprang sie die Treppe hinauf, um ihre Liebe und Reue in Taten umzusetzen. Das Mädchen war schon zu Bett; in der finstern Küche blieb sie einen Augenblick stehen, faltete die Hände und sagte innig: „Lieber Gott, ich danke dir.“

Luzie saß währendes in ihrem Zimmer; sie hatte schon am Mittag einen Brief geschrieben

an ihre Tante und endlich den Entschluss gefasst, von hier fort zu gehen. Aber rasch; je kürzer der Abschied, desto besser; sie traute sich nicht viel Kraft zu.

Die heutigen Vorgänge im Haus waren ihr nicht ganz verborgen geblieben. Döring hatte so laut gesprochen, dass sie in ihrem Stübchen gehört hatte, dass es sich um sie handele. Dann war der Pfarrer so plötzlich fortgerannt, sie hatte ihn gehn sehen, und am Türenzuschlagen merkte sie, dass er zornig war. Seine Frau hatte den ganzen Mittag Migräne gehabt und war nicht erschienen; dazu Roberts Erzählung, „Vater sei so arg böse gewesen und Mutter habe geweint.“

Sie wollte ja schon lange gehn, denn sie fühlte, dass es mit jedem Tag schwerer werden würde. Es war so schön gewesen, so unsagbar schön. Wie geborgen hatte sie sich gefühlt in seiner Hand, wie viel Gutes und Edles war in ihr erwacht und strebte jetzt ans Licht. Sie sollte nun wieder leben können, da sie lieben konnte. Es gab doch etwas für sie auf dieser Welt, bei dem ihre Gedanken freudig verweilen konnten. Tausendmal lieber unglücklich lieben als gar nicht lieben.

Sie stand am offenen Fenster und schaute zum Himmel; in der Ferne wetterleuchtete es noch: „Ich wünschte, ich könnte beten, damit ich für ihn beten dürfte.“

Tapfer kämpfte sie das Weh der Trennung hinunter und fing an, ihre Sachen einzupacken, damit sie morgen fort könnte. Als sie aber im Bett war und wusste, es war zum letzten Mal unter diesem Dach, da brach der mühsam zurückgedrängte Schmerz durch, und schluchzend barg sie ihren Kopf in den Kissen.

Am andern Tag ging Luzie. Von schwerer Sorge befreit, hatte Frau Döring aufgeatmet, als sie ihren Entschluss mitteilte; sie hatte nicht gefragt warum, sie hatte ihr nur die Hand gedrückt und sich nicht bemüht, ihre Erleichterung zu verbergen.

Döring hatte nur genickt, als seine Frau in sein Zimmer kam, um Luziens Fortgehen mitzuteilen. Eifrig schreibend saß er am Tisch und schob einen Bogen hin.

„Schau, wie ich fleißig gewesen bin, das ist der Anfang zu meinem längst geplanten Buch „Determinismus im Christentum.“

Er hatte sich in die Arbeit geflüchtet. Aber als seine Frau draußen war, ließ er die Feder sinken und nahm sie auch nicht mehr auf. Also heute schon. Musste es denn so rasch sein?

Das Mittagmahl verlief schweigend, und nur die Kinder entwickelten ihren gewohnten Appetit. Döring aß hastig, ohne zu wissen was. Luzie brachte keinen Bissen über die Lippen; das Herz war ihr wie zugeschnürt; ihre Hände waren kalt und ihr Gesicht blass. Schwarze Ringe lagen unter den großen, übernächtlich aussehenden Augen.

Der Pfarrerin Herz ward weich; es lag überhaupt seit gestern eine zärtliche Milde in ihrem Wesen. Als sie Abschied von Luzie nahm, schloss sie sie in die Arme und küsste sie, während beiden die Tränen in die Augen traten.

Hermann hatte von den letzten Sommerblumen einen Strauss gebunden. Heute war er sicher vor des Vaters Neckerei; dieser hatte ihm sogar freundlich auf die Schulter geklopft und gesagt: „Na, Kopf hoch, mein alter Junge.“

„Geh du allein mit Luzie an die Bahn, Theodor,“ hatte die Frau gebeten; und nun stand er wartend mit der kleinen Reisetasche, bis sie von allen Abschied genommen hatte. „Sie geht zu einer kranken Tante,“ hatte die Mutter die neugierigen Fragen der Kinder beschwichtigt.

Schweigend schritten nun die beiden durch das Dorf; es war ziemlich menschenleer. Ein feiner Regen rieselte vom gleichförmig grauen Himmel; die Strasse war schmutzig und in den Pfützen schnatterten die Enten.

Es war eine halbe Stunde bis zur Station, der Weg ging durch abgeerntete Kornfelder und Wiesen.

„Sie werden mir manchmal schreiben, gelt Luzie?“

Sie nickte nur.

„Was denken Sie jetzt anzufangen?“

„Zuerst gehe ich zu einer Tante. Früher floh ich stets ihre Gesellschaft, denn sie ist alt und wunderlich.“

Wieder herrschte eine Weile bedrücktes Schweigen.

„Ich will sehen,“ meinte sie dann. „ob ich geeignet sein werde, Kranke zu pflegen.“

„War Ihnen das nicht besonders unangenehm?“

„Ja, aber ich glaube, ich kann es jetzt; ich habe mich sehr verändert in letzter Zeit.“ Und nach einer Pause: „Das verdanke ich Ihnen.“

„Ich werde Sie sehr in meinem Leben vermissen, mehr als ich mir einzugestehen -wage.“ Döring schaute sie nicht an, als er das sagte.

Ein kleiner, barfüßiger Junge kam hinter ihnen her, das Stationsgebäude war in Sicht. Luzie zog den Schleier über ihr Gesicht und kämpfte tapfer mit den Tränen.

Es war leer auf dem Bahnhof, nur ein Beamter schritt mit verdrossenem Gesicht durch den Regen. Nun brauste der Zug heran; noch einmal schaute sie dem Freund in das bekümmerte Gesicht, ein letzter Händedruck.

„Wir bleiben Freunde, Luzie? Gott behüte Sie.“

„Ich wünschte, ich könnte sagen,“ flüsterte Luzie leise, „dein Gott sei mein Gott, aber es geht auch so.“

Ein letzter Blick, sie stieg ein und fort eilte der Zug.

Wochen waren vergangen; es war Herbst geworden. Kalt wehte schon der Novemberwind über die leeren Felder; im Garten senkten die erfrorenen Dahlien die schwarzen Köpfe; nur die Winterastern gewährten mit ihren zarten lila und weißen Blüten einen freundlichen Anblick.

Das Ehepaar saß im Studierzimmer beieinander, aus dem Wohnzimmer hörte man das Toben der Kinder herüber. Es klopfte; man brachte die Post. In dem dicken Pack Zeitungen fand sich auch ein schmales, gelbliches Couvert, von Luzie. Ungeduldig rissen Dörings Finger den Umschlag auf. Bald vier Wochen hatte er nichts von ihr gehört, zu lang für seine Sehnsucht. Er las:

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihren letzten Brief, der mir viel wert gewesen ist. Es ist gut von Ihnen, dass Sie mich nicht aufgeben wollen; ich bin ja ein sehr geeignetes Objekt und sehr bedürftig eines Seelsorgers. Ob Sie als Pfarrer aber viel Freude an mir erleben werden? Vielleicht eher als Mensch und das ist auch etwas. Wenn Ihr Gott so groß ist, wie Sie mich versichern, (den man mich kennen lehrte, war es nicht, der eiferte um seine Ehre), dann -wird ihn mein Meinen und Zweifeln nicht mehr weiter erzürnen. Drum dürfen Sie sich auch nicht sorgen um mich, denn ich kann Ihnen sagen, dass mir's eben trotz allem besser geht, als seit vielen Jahren. Ihr Werk! – Sie werden sagen: Gottes Werk!

Meine Tätigkeit als Pflegerin hier sagt mir zu. Ich habe die Frauenstation, ein Feld, auf dem man sich immer neue Entrüstungsvorräte holen kann und Beweise genug, um die Abscheulichkeit der Männer zu brandmarken. Meine Patienten erzählen mir viel, und wo sie schweigen, reden ihre Leiden, die abgezehrten Glieder, die Schmerzensschreie und die Apathie, in die manche versunken sind.

Es sind zwei Säle; ich habe die so genannten Anständigen, Schwester Maria, eine Diakonissin, ist bei den Prostituierten, doch werden wir nächstens tauschen. Ich könnte Ihnen viel berichten; jetzt habe ich auch gelernt, ohne Ohnmachtsanwandlungen die schrecklichsten Operationen mit anzusehen; der gütige Gott muss sehr starke Nerven haben, dass er diese Notschreie aus Millionen Frauenkehlen mit Gleichmut ertragen kann. Doch damit darf ich Ihnen nicht kommen mit Ihrem starkmütigen Jakobusprogramm: „Achtet es eitel Freude,

wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallet.” Trotzdem wünsche ich, dass Ihnen solche Anfechtungen erspart bleiben, wenn nicht um Ihretwillen, so vielleicht um meinetwillen, denn ich bin noch weit entfernt, dieses Programm zu dem meinen gemacht zu haben. Was Sie trifft, schlägt auch mich.

Ich komme Ihnen wohl sehr erziehungsbedürftig vor? Also zeigen Sie, was Sie können und machen Sie Ihr seelsorgerisches Meisterstück an mir. In den langen Nächten, in denen ich wachen muss, habe ich viel Zeit, an alles zu denken, und das Heimweh will mich manchmal überkommen. Ich wünschte, ich könnte Sie wieder einmal lachen hören. Grüßen Sie Ihre Frau.

Von Herzen bleibe ich

Ihre Luzie Zimmermann.

Schweigend reichte Döring den Brief seiner Frau hinüber, dann ging er ans Fenster und blickte still in den Garten hinunter. Seine Gedanken waren bei Luzie, er sah sie in der schlichten Tracht der Pflegerinnen von Bett zu Bett gehn, nicht gerade fröhlich, aber heiter. Es ist gut so, wie alles gekommen ist, dachte er, und ich glaube, dass sie zu überwinden beginnt.

Frau Döring las indes den Brief; dazwischen beobachtete sie ihres Mannes träumerisches Hinausstarren. Als sie geendet hatte, stand sie auf, trat zu ihm hin, legte den Kopf an seine Schulter und sagte leise: „Mein lieber, lieber Mann.“

Stärker als der Tod

Am Fenster des behaglichen Wohnzimmerchens saß eine noch jugendlich aussehende Frau; die Gestalt war fein und elastisch, und das volle, dunkle Haar verriet noch keine Spur des Alters. Erst beim näheren Zusehen bemerkte man, dass es doch schon eine Vierzigerin war, die geschäftig bei ihrer Näharbeit saß. Das Leben hatte allerlei Linien in die feinen, blassen Züge gegraben, und zwischen den ernsten, dunkeln Augen standen zwei tiefe Falten, als sie jetzt von ihrer Arbeit aufschauend, nach einem alternden Mann hinblickte, der im Lehnstuhl zusammengesunken eingeschlafen war und dessen Haupt vergeblich nach einer Stütze suchte.

Rasch erhob sie sich, – die Schere fuhr klirrend zu Boden, – und schob dem Mann ein Kissen in den Nacken, legte eine Decke über seine Knie und wehrte einer zudringlichen Fliege.

Auf dem Gang wurden polternde Schritte laut – der Postbote. Leise öffnete sie ihm die Tür und nahm ihm die Postsachen ab. Frau Doktor Weidner – Frau Elisabeth Weidner; drei Briefe und Drucksachen – Korrekturen – alles an sie.

Sie legte ihre Näherei zusammen und begann zu lesen; die Briefe waren bald erledigt: einer vom Verleger, der zur Eile mahnte, einer vom Bruder ihres Mannes: wie es denn dem armen Friedrich gehe? und der letzte von einer Freundin. Ihre Hände lösten das Kreuzband um die Korrekturen, der Alte im Stuhl schnarchte hörbar. Leise tickte die Uhr in dem Zimmer; die Mittagssonne stahl sich durch die angelehnten grünen Läden und spielte auf den roten Blumen der Geranienstöcke am Fenster.

Träumerisch lehnte Elisabeth Weidner sich in ihren Sessel zurück; die Korrekturbogen lagen ausgebreitet auf dem Tisch und rochen nach frischer Druckerschwärze. Fünfzehn Jahre maß sie in der Erinnerung zurück und weilte bei Szenen, die ein stilles Lächeln auf ihr Angesicht lockten.

Sie sah sich als junge Frau mit ihren ersten Korrekturbogen jubelnd in das Studierzimmer ihres Mannes stürmen, ihn an den Händen fassen und in glücklichem Übermut mit ihm herumtanzen. Er war nicht mehr jung damals, er näherte sich schon den fünfzig; aber wenn man ihm in die Augen sah vergaß man darüber nachzudenken, ob er alt oder jung sei; in seinem Wesen einte sich die Reife des Alters mit der Begeisterungsfähigkeit der Jugend. Schwärmerisch hingen seine Schüler an ihm, er war Privatdozent; hervorragende Geister verkehrten in seinem Haus, er aber war der Mittelpunkt des ganzen Kreises.

Sie sah ihn noch vor sich; die hohe Gestalt, die gütigen, leuchtenden, hellen Augen, die freie Stirn mit dem blonden Haarschopf drüber. Ach wie sie ihn geliebt hatte wie vieles sie ihm verdankte; sie konnte fast nicht mehr trennen, was Eigenes war und was von ihm kam. Sie hatten zusammengearbeitet in dem kleinen Studierstübchen, sie hatten zusammen sich an allem Herrlichen in Natur und Menschenleben gefreut, sich gegenseitig anregend, begeisternd oder kritisierend. Das Glück ihrer Ehe war sprichwörtlich geworden in dem kleinen Universitätsstädtchen, wo sie -wohnten.

„Frau Elisabeth, Sie Kämpferin für das unterdrückte Weib! Wie können Sie so Theorie und Praxis trennen?“ hatte ein Freund ihres Mannes einst bei einer besonderen Probe ihrer freundlichen Nachgiebigkeit lachend gemeint.

„Lieber Freund,“ hatte sie ihm erwidert, „bei dem liebenden Weib hört eben alle Theorie auf, da gibt’s nur noch Praxis, und die muss Jede selber finden.“

Zwei Kinder wurden ihnen geboren und starben; zusammen hatten sie weinend an den Särgen gestanden.

„Ich danke Gott, dass er mir dich ließ, du bist mir mehr als alles auf der Welt,“ schluchzte sie. Wortlos hielten sie sich umschlungen, und sie wusste, sie waren verbunden in alle Ewigkeit; es gab nichts, was sie scheiden konnte.

Und dann waren schwere Jahre gekommen! langsam nahmen seine Geisteskräfte ab, zu früh für sein Alter; sein Körper blieb rüstig. Was die Angst seines Lebens ausgemacht hatte in gesunden Tagen, es war eingetroffen – er ward langsam zum Kind, und das Schrecklichste war, er fühlte es kommen. Sein Gedächtnis verließ ihn zuerst; da ward sie ihm seine rechte Hand bei seinen Arbeiten und verbarg ihm, so gut es ging, dass sie es war. Sie mussten sich einschränken, seine Manuskripte wurden ihm zurückgeschickt; sie wusste, dass sie wieder kommen würden. Da schrieb sie umso eifriger um das Fehlende zu ersetzen. Man fragte den Arzt, er beruhigte den Kranken.

„Was ist das Ende?“ fragte Elisabeth vor der Tür den bewährten Freund.

„Seniler Schwachsinn.“

Sie ward blass bis an die Lippen, aber mit einem Scherzwort trat sie rasch wieder ins Zimmer, er sollte nichts ahnen.

Die Freunde des Mannes kamen immer noch Elisabeths frische Unterhaltung zog sie an. Da bemerkte sie, dass es ihrem Mann schwer wurde, dem Gespräch zu folgen; sie schraubte es auf ein niederes Niveau herab, und nach und nach kamen die Freunde seltner. Es war auch so traurig, diesen Verfall mit anzusehn. So vereinsamten sie immer mehr; der Doktor ließ seine Frau kaum aus dem Haus; mit dem Egoismus des Kindes klammerte er sich an sie an und fühlte sich verlassen und einsam ohne sie. Schließlich wurde er vollständig stumpf.

Bei alledem war sie nicht ganz unglücklich. Nach wie vor fühlte sie sich ihm in tiefster Seele verbunden, nur wandelte sie jetzt im Glauben und nicht im Schauen. Was sie vor sich sah, war nur seine Hülle, die sie mit Liebe pflegte, wie man Gegenstände, die geliebten Toten gehörten, behandelt.

„Wo ist seine Persönlichkeit, dieser große, edle Geist geblieben?“ fragte sie sich oft.

„Hat er sich in das tiefste Innere zurückgezogen, und kann sein Feuer die alt und untüchtig gewordene Hülle nicht mehr durchstrahlen?“

Oft sah sie ihn an, schaute ihm in die blöden, erloschnen Augen mit einer Liebe, die durch Mauern brechen zu können meint. Er verstand sie nicht und blinzelte scheu nach ihr hin. Trotzdem teilte sie ihr ganzes geistiges Leben mit ihm, nur konnte sie, was sie bewegte, nicht mehr in Worte fassen. Sie wusste, wir sind untrennbar, wenn auch jetzt seine Mitteilungskraft erlahmt ist.

Leidet er, dass es so ist? Vielleicht – ja gewiss; wie muss ihm grauen vor seinem hässlichen Kleid. Aber sie kann es ihm leichter machen durch Glauben, sie schaut nicht auf die Lumpen, mit denen der blöde Körper den unsterblichen Geist bedeckt; sie sieht ihn, sein innerstes Wesen, sein wahres Ich; nicht das Bettlerkleid, das jetzt Alle von ihm abstößt.

Schrecklich ist's ihr, wenn Andere in seiner Gegenwart über ihn reden. Vielleicht bäumt sich jetzt ingrimmig der arme, gefangene Geist auf, er nimmt alle Kraft zusammen, und ein blödes Lächeln ist das Resultat, – ein Künstler, der einem verdorbenen Instrumente schrille Misstöne entlockt.

Der Greis im Sessel regt sich, seine Augen blicken nach Elisabeth; diese erloschnen, tränenenden Augen tun ihr weh.

Er will sich erheben, die Decke rutscht auf die Erde. Liebevoll springt sie hin, hilft ihm auf und lächelt ihn an:

„Gut geschlafen, Lieber?“ und freundlich streicht sie ihm über das Haar.

„Jetzt trinkst du deine Milch, und dann gehn wir in den Garten.“

Der Alte nickt und lacht: „Ja – ja – Milch — tr... trinken — —“ er lallt wie ein Kind.

Elisabeth eilt in die Küche und kommt bald mit dem Essen wieder. Sie muss ihn füttern, wie ein kleines Kind; er schmatzt, und die Milch rinnt in seinen Bart. Geduldig trocknet sie die Tropfen ab und ermuntert ihn zum Weitertrinken: „Gute Milch, süße Milch!“

„Gute Milch“, ahmt er nach und trinkt.

Er ist fertig! Elisabeth schließt einen Augenblick die Augen vor dem traurigen Anblick und sagt leise:

„Mein Friedrich, mein Lieber, mein Lieber – ich bin bei dir, ich verlasse dich nicht.“

Die Tränen drängen sich ihr in die Augen, der Greis starrt sie verständnislos an. Dann rafft sie ihre Korrekturbogen zusammen, sie müssen heute noch erledigt werden, und liebevoll den Arm um ihn legend und ihn stützend, verlässt sie das Zimmer, um ihn in den Garten zu führen.

Monate sind vergangen und Friedrich Weidner liegt auf dem Sterbebett. Durch die offenen Fenster weht ein lauer Frühlingswind, bläht die weißen Vorhänge auf und führt den Duft der blühenden Akazienbäume ins Krankenzimmer.

Elisabeth sitzt im Lehnstuhl, ihr Gesicht ist noch blasser geworden, und tiefe Ringe liegen um ihre Augen; es ist lange her, dass sie geschlafen hat.

Der Kranke ist unruhig; leis und oberflächlich geht der Atem. Haar und Bart sind ganz weiß geworden, die Züge scheinen hagerer, und stark tritt die edel gebogene Nase hervor. Die Augen sind halb von den Liedern bedeckt, und die abgezehrten, blassen Hände mit den knochigen Gelenken scharren rastlos auf der Decke, zupfen am Leintuch oder greifen ängstlich in die Luft.

Elisabeth ist „sehr gefasst“, so sagen die teilnehmenden Besucher und wundern sich ein wenig; man war so gewohnt, sie als Eheheilige zu verehren; – nun, es ist ja kein Wunder, nach drei so schrecklichen Jahren, die Erleichterung ist ihr zu gönnen, und sie ist noch so jung.

Verständnislos hatte sie zuerst die Andeutungen der Bekannten entgegengenommen, endlich begriff sie. Ein feines Lächeln ohne Bitterkeit hatte um

ihre Lippen gespielt, aber sie sagte nichts, nur die dunkeln Augen schauten mit einem klaren Blick, aus dem die ganze Freiheit ihrer Seele leuchtete, den Besucher an, sodass der das unbehagliche Gefühl nicht losward, soeben etwas sehr Unpassendes gesagt zu haben; er empfahl sich eilig.

Es ist sehr still im Krankenzimmer; ein Bienchen kommt durchs offene Fenster und sucht ängstlich brummend einen Ausweg.

Elisabeth sitzt regungslos neben dem Krankenbett; ihr ganzes Inneres konzentriert sich auf einen Gedanken: wird er sie vor seinem Tod noch einmal grüssen, wird er ihr ein Zeichen geben, dass er ihr seelisch nahe ist, dass er ihre Liebe fühlt und erwidert? In den letzten Wochen hat sie kein einziges Erkennungszeichen mehr von ihm gehabt; wie eine Maschine, die langsam ihr letztes Feuer ausatmet, erschien ihr der Körper des geliebten Mannes. Nun war die Stunde gekommen, in der der gefesselte Geist endlich frei werden sollte von der langen, schweren, Gott allein weiß, wie schweren Last.

Die Atemzüge des Sterbenden werden beklommener, unruhig – wirft er sein Haupt hin und her. Elisabeth erhebt sich und ergreift seine zuckenden Hände, ihre Lippen bewegen sich tonlos, ihre Seele spricht zu seiner Seele:

„Mein Geliebter, fühlst du, wie ich dir nahe bin in dieser schreckensvollen Stunde; ach, wenn Liebe diesen Weg erleichtern kann, so ist er dir erleichtert. O, könnt ich mit dir gehn, meine Hand in deiner Hand. Ach, nur einmal noch deine Stimme hören, einmal dir ins Auge blicken. Hörst du mich? Ich weiß, dass du mich hörst, und wenn du mich nicht hörst, mich jetzt nicht hörst! so weiß ich, dass es Täuschung war, nichts könne uns scheiden.

Friedrich, Lieber, Guter, antworte mir, deiner Elisabeth.“

Sie sah ihn flehend an. Er war ganz still geworden, als ob er den unhörbaren Worten gelauscht habe. Nun flog ein Zittern durch den Körper, angstvoll und keuchend ging der Atem, er öffnete den Mund und schloss ihn wieder, Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Seine Augen – waren weit offen, eine fürchterliche Angst glomm in dem starren Blick, mit

dem er sich in Elisabeths Augen einzubohren suchte. Seine Hände zuckten, der ganze Körper schien einem inneren Gebot gehorchen zu wollen; mehrmals öffneten und schlossen sich die Lippen, endlich ein Laut:

„L...l...liebe.“

Elisabeth liefen die Tränen über die Wangen. „Ich danke dir, Friedrich, mein Friedrich.“

Der Sterbende war zurückgesunken, Friede breitete sich über sein Gesicht, die Augen schlossen sich wieder. Sie beugte sich über ihn und küsste i

dann nahm sie still ihren Platz ein, ihre Hände hielten die seinen, der Blick kehrte sich nach innen. Ihre ganze Seele, ihre ganze Kraft war nun bei dem Geliebten; sie spürte nichts mehr vom eigenen Leben, all ihr Denken und Fühlen war bei ihm, half ihm die Fesseln abstreifen.

Der Atem wurde röchelnd und setzte aus; Elisabeth rührte sich nicht; er begann von neuem und blieb immer öfter aus, immer schwächer hob und senkte sich die Brust, einige Tropfen schwarzroten Bluts rannen in den weißen Bart, und schließlich war's still, ganz still.

Auch in Elisabeths Seele ist es still. Wohl kann sie den Tränen nicht wehren, da nun das letzte sichtbare Band, das sie mit dem Freund verbunden hatte, gerissen ist, aber im Grund ihres Herzens ruht schweigend ein tiefes Dankgefühl, dass der Geliebte durch dieses Tor durch ist, und ihr noch ein Zeichen seiner Liebe gegeben hat.

Ihr ist feierlich zu Mut, wie einst an ihrem Hochzeitstage. – Wie vernachlässigt diese Kleidung ist, denkt sie, das würde ihm nicht gefallen; gern sah er sie schön.

Von der Strasse tönt der Jubel der spielenden Kinder; sie löst ihre Haare auf, die sie wie ein Mantel umgeben; wie hatte er es geliebt, damit zu spielen. Träumend betrachtet sie ihr Spiegelbild; plötzlich weiß sie: er steht neben ihr, schaut mit ihr in das Glas, wie so oft in glücklichen Tagen; fast meint sie, seinen Atem zu spüren. Tönen nicht Worte an ihr Ohr? Sagt er nicht „mein Liebling, mein Liesel?“ Nein, mit dem Ohr hat sie es nicht gehört; mit dem Herzen hat sie's vernommen. Sie lächelt in den Spiegel, als grüsse sie den Geliebten; und leise flüstert sie vor sich hin: „Ja, Liebe ist stärker als der Tod“.